ALBUM.

Bibliothek deutscher Originalromane.

Herausgegeben
von
Herm. Markgraf.

Neunzehnter Jahrgang.

Vierter Band.

Der alte Cardinal.

I.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Der alte Cardinal.

Von

G. E. Haas.

I. Theil.

Wien.
Herm. Markgraf.
1864.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

Inhalt.

Der alte Cardinal.

Vorrede.

Als vor mehreren Jahren im Dominicaner-Kloster zu Wien die alte Observanz wieder eingeführt wurde, zogen es viele Mönche, welche auf die laxeren Statuten der Neuzeit hin in den Orden getreten waren, vor, das Kloster zu verlassen. Ein würdiger alter Herr, der sich gleichermaßen zur Auswanderung entschlossen hatte, machte mit mir auf einem Schiff die Donaureise nach Linz. Wir wurden schnell mit einander bekannt; der wackere Ordensmann war vor unvordenklichen Jahren, als er das Gymnasium besuchte, Poet gewesen und hatte Mond und Sterne besungen, wie es Gymnasiasten-Gewohnheit ist. Der gute Alte witterte bei seinem Nachbar und Reisegenossen, daß jene

Kinderkrankheit, die er selbst leicht überstanden hatte, bei Letzterem chronischen Charakter angenommen habe; er brachte das Gespräch unbemerkt auf Poesie und Romanliteratur. Ich äußerte mich, wie schwer es sei einen vaterländischen Stoff romantisch zu bearbeiten, wie es so ganz und gar an dem Hauptelement des historischen Romans, der Hofanekdote, mangele; der heitere Greis lächelte, schüttelte den Kopf und meinte, man müsse nur an dem rechten Ort zu suchen verstehen.

Ich hielt das für eine bloße Redensart, forschte nicht weiter nach und hatte den Gegenstand unserer Unterredung längst vergessen, als der gute Pater mich bat, mit ihm in die Cajüte hinab zu steigen.

Dort angelangt kramte er eine Weile unter den Papieren, die in seinem Mantelsack steckten, herum, und brachte endlich ein mit grünen Schnüren sorgfältig zusammengebundenes Päckchen zum Vorschein. — Es waren, wie ich bei näherer Besichtigung erkannte, eine bunte Menge von Abschriften. Der Mönch zog ein zierlich dickes Convolut daraus hervor, hielt es mir vor die Augen und fragte mit innerer Selbstbefriedigung: „Nun, was sagen Sie dazu?"

Ich sagte gar nichts, da ich, kurzsichtig wie ich nun einmal bin, den Titel erst lesen konnte, nachdem ich die Rolle ganz nahe an meine Augen brachte.

Wie freute sich aber der liebenswürdige Pater, als er meine überraschte Miene gewahrte; und überrascht war ich, das muß ich gestehen, als ich die Worte las:

„Divi Cliselii Cardinalis Vindictio contra inimicorum calumnias Petri Hutteri jussu scripta 1640.“

Ich erbat mir von dem geistlichen Herrn diese Abschrift und las noch die ganze übrige Zeit unserer Reise und die ganze darauf folgende Nacht. Der Eigenthümer gestattete mir mit großer Bereitwilligkeit von der Abschrift eine Copie machen zu lassen.

Ich schüttelte ihm die Hand und sagte: „Wissen Sie auch, ehrwürdiger Herr, daß Sie mir zu einem fertigen Roman verholfen haben?“

„Wohl wahr, „meinte der Alte,“ aber er müßte doch erst übersetzt werden.“

„Wenn es nichts Anderes ist, zur Uebersetzung bedarf es gerade nicht allzu großer Anstrengung.“

Der Pater mahnte noch, ich möchte nicht allzu lange säumen, daß er den Abdruck noch erlebe.

Leider kamen hundert und tausend Hindernisse dazwischen; ich konnte mein Wort nicht halten und bitte hiemit meinen würdigen Freund herzlich um Vergebung; er wird sie mir um so lieber gewähren, als ich ja ein gebesserter, bekehrter Sünder bin.

Beweis dessen die nachstehende Uebersetzung oder, wenn man lieber will, Nach- und Umbildung des lateinischen Textes.

Wien, am Dreikönigstag 1863.

I. Capitel.

Schloß „Winkel“ und seine Bewohner, ein Idyll.

Es giebt nicht leicht ein schöneres Land in Europa, als das Land Tyrol. Himmelhohe mit ewigem Eis gepanzerte Berge und liebliche sammetweiche Matten, krystallhelle Waldbäche und dunkle Forste, alte sagenverklärte Burgen und wunderthätige Capellen und Kirchen, reizende Dörfer, mittelalterlich gebaute, gewerbfleißige Städte, einsam verlorene Weiler und am Fuß der Gletscher hingebaute Alpenhütten, zu welchen nur ein schwindelnder Steig führt, wechseln mit einander ab, und verleihen der Landschaft eine Mannigfaltigkeit, wie sie sich auf so kleinem Raum sonst nirgends findet.

Ein herrlicher Menschenschlag, noch heute durch besondere Tracht ausgezeichnet, bewohnt dieses Land. Die Männer sind urkräftige Gestalten, die Weiber, vielleicht

nur zu derben Körperbaues, in der Regel viel hübscher als die Gebirgsbewohnerinnen anderer Gegenden.

Zu all diesen Reizen kommt noch die Verschmelzung des gemäßigten, um nicht zu sagen, kalten Nordens mit den Eigenthümlichkeiten einer wärmeren Zone. — Ein Bergkamm scheidet oft die rauhesten Gebirgsthäler von einer Gegend mit vollkommen südlicher Vegetation. — Drei Wegstunden nördlicher gelangen die Früchte des Apfelbaums nicht einmal zur Reife, und am südlichen Abhang derselben Bergkette gedeiht der Weinstock, aber auch die Citrone und der Feigenbaum.

Wie es jetzt ist, war es auch vor zwei Jahrhunderten. In Tyrol hat sich wenig geändert; das Volk ist bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben; möglich, daß Eisenbahnen und der gesteigerte Verkehr binnen einem Decennium mehr ausrichten, als die verflossenen Jahrhunderte gethan, doch das ist Sache der Zukunft. In diesem Augenblick ist Land und Volk noch unverändert dasselbe.

Dieses schöne Land fiel in das Loos des Erzherzog-Deutschmeisters Maximilian von Oesterreich. Der Erzherzog war so fromm und eifrig katholisch, wie das Volk, das er beherrschte, denn seine Herrschaft war bei der Indolenz des Oberhauptes der regierenden Familie, Rudolf II., und selbst unter dessen thätigerem Nachfolger Mathias ziemlich unbestritten; auch war der Erzherzog nicht der

Mann, welcher zu weitgehende Einmischung geduldet haben würde.

Die Frömmigkeit, Selbstständigkeit und der patriarchalische Sinn des Ordens-Großmeisters bewirkten, daß die Tyroler mit viel mehr Liebe an ihm hingen, als man bei dem strengen Charakter des Fürsten hätte erwarten sollen.

Der Erzherzog hielt gewöhnlichzu Innsbruck Hof, aber es gab noch einen zweiten Ort in Tyrol, welchem er den Vorzug vor jedem anderen Aufenthalt einräumte, und das war „Schloß Winkel."

Der Erzherzog hielt sich zu der Zeit, von der wir sprechen, trotz der frühen Jahreszeit, gerade zu Winkel auf.

Was war das für ein Ort? — Es kann nichts Reizenderes gedacht werden, als das im Styl des sechszehnten Jahrhunderts gebaute Schloß.

Reden wir zuerst von seiner Umgebung.

Schloß Winkel liegt im Thal von „Obermais," einem blühenden, sonnigen, lachenden Thal, einem kleinen, vielströmigen Paradies, welches durch die Gebirge von Schena und Hafling und die hinter ihren sanften Wölbungen höher aufsteigenden Dolomitkolosse von der übrigen Welt geschieden ist.

Eine Viertelstunde von Winkel liegt das alte Pfarrdorf Obermais gerade an der Stelle, wo einst die Römer-

stadt „Maja" stand. Wo ist die alte römische Stadt hingekommen? Wurde sie, wie so viele römische Municipien von den Barbaren verheert? durch Kriegsstürme erobert, von Feindeshand gebrochen? Ach nein, die Stadt wurde nicht dem Erdboden gleich gemacht; sie steht noch da tief unter den Mauern und Grundfesten von Obermais. Ein Tag, eine Stunde, einige Minuten reichten hin, den Tod mitten in ein reiches, vielbewegtes Leben zu tragen; die Stadt Maja sollte gleiches Geschick mit den sagenhaften Riesen des Aetna, dem bergentrückten Kaiser Karl, aber auch mit Herculanum und Pompeji haben.

Der Berg, an dessen Fuße sich das alte Maja lehnte, fing sich zu bewegen an und erstickte die Stadt in seiner Umarmung.

Das schöne Thal von Obermais wird von silberhellen Bächen durchströmt, von blühenden Matten durchduftet, von waldigen Kuppen beherrscht.

Uralter Wald umgab das stattliche massive Gebäude des Schlosses von einer Seite, während sich hellgrüne Wiesen, von einem klaren lustig sprudelnden Bach durchschlängelt, von der Hauptfront des Gebäudes bis an den Fuß der gegenüber liegenden Bergkette hindehnten.

Die nächste Umgebung des Schlosses bildeten reizende Gartenanlagen, die sich unbemerkt in den Wiesgrund oder die Stille des einsamen Forstes verloren.

Diese Gartenanlagen mit ihren weichen Moosbänken, schäumenden Cascaden, fesselnden Fernsichten und luftigen Felssitzen waren das Werk des erzherzoglichen Sinnes für schöne Natur.

Er selbst hatte jedes einzelne Detail angeordnet, jede Stelle selbst bezeichnet, wohin ein Weg gebahnt, eine Blumenrabatte verlegt, ein aus Nußbaum gezimmerter Tisch gesetzt, oder ein gegen die Sonnenstrahlen schützendes Zelt gebracht werden sollte.

Nicht selten sah man den Erzherzog in der Tracht eines einfachen Landmannes die weitläufigen Anlagen durchwandern, selbst Hand anlegen, graben, hauen, schneiden und die Stelle eines tüchtigen Tagwerkers ausfüllen.

Die innere Einrichtung des hochgiebeligen Schlosses mit seinen zahlreichen Erkern und mächtigen Fensterbrüstungen war dagegen nicht ausschließend das Werk des Erzherzogs; das Anheimelnde und Wohlthuende der gesammten Anordnung konnte von keinem Mann herrühren; hier mußte weiblicher Sinn und zwar ein gebildeter Frauengeist thätig sein.

So viel Behaglichkeit, so viel von Prunksucht entfernter Ueberfluß war überall erkennbar, daß sich der Besucher nicht gedrückt, sondern wohl und freundlich angemuthet fühlte.

Vom Kamin aus lichtem Tyroler Marmor gearbeitet angefangen bis auf die weichen Thierfelle vor dem

Arbeitstisch des Eigenthümers; von den Gemälden, welche an den Wänden hingen und größtentheils dem Pinsel des erzherzoglichen Hof- und Kammermalers „Melchior Hölzl“ entstammten, bis auf die bequemen, reichgepolsterten hochlehnigen Stühle und die hochgebühnten zweispännigen Betten mit dem faltenreichen goldgegipfelten Baldachin, von den mit allerlei Thiergestalten geschmückten Trinkhörnern bis auf die schweren mit den österreichischen Wappen verzierten Eßbestecke und Salzfässer, von der geräumigen lichten Küche, den rasselnden Bratspießen und brodelnden Töpfen bis zu den dunklen epheuumrankten Badstuben, drückte Alles und Jedes so viel Behaglichkeit als Gediegenheit aus.

Und welche Hand war es, die hier ordnend und schaffend in das Getriebe des Hauses eingriff? dieselbe Hand, die eben noch auf der Schulter eines blühenden Jünglings von achtzehn bis zwanzig Jahren ruhte.

Frau von „Rosenberg“ mochte acht und dreißig Jahre zählen, aber man würde sie ohne die Körperfülle, die sie in den letzten Jahren erlangt hatte, den jugendlichen Zügen des Gesichtes nach für jünger gehalten haben. Sie war blond und hatte jene durchsichtige feine Haut, jenen kostbaren sammetweichen Teint, wie er nur Blondinen eigen ist; eine freie offene Stirne, große lebhafte blaue Augen und korallenrothe Lippen vervoll-

ständigten das Bild einer vollkommenen nordischen Schönheit.

Sie trug eine Art Morgenkleid, welches die Arme unbedeckt ließ. Diese Arme waren voll und schön gerundet, aber keineswegs von so blendendem tadellosem Weiß, als sie Tschernembl ehemals an der schönen Aebtissin von Montmartre oder an Gabriele d'Estrees bewunderte; im Gegentheil waren die Arme zu sehr geröthet und die Hände zu dunkel gebräunt, um auf Vollkommenheit Anspruch erheben zu können. Obschon die Kleidung dieser Dame in Beziehung auf guten Geschmack nichts zu wünschen übrig ließ, schien sie doch mehr auf Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, denn auf Zierde berechnet zu sein. —

Der herrschenden Mode entgegen war das blauweiße Kleid kurz zugeschnitten und so weit von Knappheit entfernt, daß es die trotz zunehmender Beleibtheit noch immer feine Taille eher verbarg als hervorhob.

Frau von Rosenberg saß in dem Augenblick, da sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes gelegt hatte, etwas ermüdet in einem Lehnstuhl.

Der Jüngling trug so kenntlich die Züge der Frau an sich, daß Niemand zweifeln konnte, daß er Mutter und Sohn vor sich hatte.

Um die helle, reine Stirne des letzteren wiegelten sich die goldnen Locken in üppiger Fülle. Nur die buschigen Augenbrauen und ein gewisser den Jahren vor-

auseilender Ernst standen im Gegensatz mit dem lachenden Wesen der Mutter.

Merkwürdiger Weise behauptete Jedermann, welcher den Jüngling neben dem Vater betrachtete und die Züge Beider mit einander verglich, daß sich Vater und Sohn ebenfalls sprechend ähnlich sahen.

Mit mütterlichem Stolz ruhten die Augen der Dame Rosenfeld auf dem Sohn, welcher nach der auf seiner Schulter liegenden Hand haschte und sie mit kindlicher Unbefangenheit an die Lippen führte. In demselben Augenblick öffnete sich die Thüre und es trat ein großer stattlicher Mann mit buschigen Augenbrauen und männlichschönen Gesichtszügen in die Stube.

Der junge Mensch eilte ihm entgegen und küßte die Hand, während sich Frau von Rosenberg an seine Brust warf. Der Ankömmling küßte Frau von Rosenberg auf die Stirn und deutete bei der Bemerkung, daß er schon so viele Stunden vergebens erwartet worden sei, auf den jungen Mann, als ob er sagen wollte: „Hab Geduld, mein Schatz, wie wir allein sind, sollst Du Alles erfahren.“

Ein leiser Wink der Dame Rosenberg entfernte den Jüngling und gewährte dem Angekommenen Muße das volle Herz auszuschütten. Er sagte: „Ich will das Herz des guten Kindes — er meinte eben den Jüngling — rein und leidenschaftslos erhalten, so lange es angeht;

es ist dies ja der einzige Ersatz für Alles das, was ihm an Würden und Ehren fehlen wird. Wenn der arme Bursche Liebe und Haß mit mir theilen sollte, ohne daß ich ihm meinen Namen und Einfluß vererben kann, dürfte sein jugendlicher Nacken für solche Last doch zu schwach sein. — Er soll daher allen Verwicklungen fern bleiben, deren Mittelpunkt ich leider bilde; damit dies aber möglich sei, muß er fort — weine nicht, Katharina — es ist zu seinem und Deinem Besten, daß ich diesen Entschluß faßte. Bleibt er hier, so wird sein Seelenfrieden nothwendig untergraben werden. Man wird sich an ihn hängen, sein Ohr mit Schmeicheleien umlagern, ihm weiß machen, daß er weiß Gott zu was für gewaltigen Dingen berufen sei, kurz man wird in der eitlen Hoffnung, durch den Sohn auf den Vater zu wirken, diesen reinen unbefleckten Charakter verderben. Er wird den Leuten Glauben schenken — nicht gleich, ich weiß es, Catharina — aber zuletzt wird es doch so kommen — er wird den Sohn des Erzherzogs spielen wollen, seinen Vater in schlimme Händel verwickeln, seinen Feinden zum willkommenen Werkzeug dienen, mir wehe thun und als ein unglücklicher, weil in seinen ehrgeizigen Bestrebungen niemals zufrieden gestellter Mensch, endigen. Ich bin nur deshalb von Innsbruck herüber geritten, um mit Dir zu reden. Eckart ist heute zwanzig Jahre alt. Ich habe ihm hier etwas zum Geburtsfest mitgebracht, ein Geschenk, von dem ich nun

freilich nicht zu behaupten wage, daß es Dich eben so wie ihn freuen werde. Der Erzherzog, denn wer hat nicht längst den Großmeister des Deutschen Ordens Maximilian von Oesterreich in dem Mann mit den buschigen Augenbrauen erkannt? zeigte auf eine Pergamentrolle, die er aus seinem Mantel hervorzog. — Catharina wollte nach diesen Worten des Erzherzogs das für Eckart bestimmte Geschenk lieber gar nicht sehen, sondern bedeutete den schnellen Schrittes im Zimmer auf und ab gehenden Erzherzog, er möchte sich setzen, sie sei bereit ihn anzuhören. Max streckte sich auf den schwellenden Divan hin und sprach: „Wohlan, meine beste Catharina — ich will es Dir nicht länger verhehlen, Du mußt von Deinem Sohne scheiden. Erschrick nicht, meine Gute — Eckart soll darum nicht verlassen sein, ich werde über ihn wachen. Er wird überall sein, wo ich bin, ohne daß seine Laufbahn meine Wege kreuzte. Eckart soll ein tüchtiger Kriegsmann werden, und wenn es dem Himmel gefällt, das ritterliche Wappen, das ich ihm gebe, in eine Freiherrn- oder Grafenkrone umwandeln."

Catharina's Augen füllten sich mit Thränen; sie bat den Erzherzog, doch wenigstens die günstigere Jahreszeit für den Jüngling — den sie noch immer ihren lieben Knaben nannte — abzuwarten, damit er seinen ersten Ausflug bei leidlicher Witterung unternehme. Der Erzherzog hatte für die Thränen und Bitten Catharina's

nur ein mildes Lächeln, das von beständigem Kopfschütteln begleitet war. Frau von Rosenberg hatte sich gerade zu einem letzten Versuch, das Herz des Deutschmeisters zu bewegen, gerüstet, als Eckart eintrat. Der Erzherzog rief ihm zu, daß er zwischen ihr und Frau von Rosenberg Richter sein solle, wer Recht hätte — zugleich legte er die Pergamentrolle in die Hand des jungen Mannes — dann fuhr er, während Eckart die Rolle öffnete, fort:

„Deine Mutter behauptet steif und fest, daß Dich der Inhalt dieses kleinen Documentes, das ich Dir zum Angebinde brachte, keineswegs freuen, und daß ihr Sohn das ruhige Sitzen hinter dem Ofen einer glänzenden militärischen Laufbahn vorziehen würde; Du sollst nun sagen, was das rechte ist.“ Frau von Rosenberg protestirte vergebens, daß sie das gar nicht gesagt habe, der Erzherzog behauptete dagegen, daß er wenigstens den Sinn ihrer Worte vollkommen richtig wieder gegeben habe.

Eckart hatte das Pergament kaum durchflogen, als er schon mit leuchtenden Augen und hochgerötheten Wangen an des Erzherzogs Seite war, und sich umsonst abmühte Worte des Dankes zu finden; ein Paar Freudenthränen, die ihm auf den Wangen blitzten, gaben vielleicht das unzweifelhafteste Zeugniß von den Gefühlen des jungen Mannes.

„Wißt Ihr, was es ist, Mutter?“ fragte der Jüng-

ling, nachdem er etwas zu sich selbst gekommen und schwenkte die Pergamentrolle gleich einem Feldherrnstab, —" aber so blickt nur einmal her, — ein Bestallungspatent ist es, ein Patent, das mich zum Hauptmann unter den Stauderischen Fußknechten macht. So dankt doch Sr. Durchlaucht mit mir für die unverhoffte Gnade." „Ihr seht, Madame," fiel der Erzherzog ein, „ich habe gewonnen, Herrn Eckart ist das lustige Reiterhandwerk lieber, als das Stillleben auf Schloß Winkel, wie Meister Hölzl unsere Wirthschaft nennt.

Nun Eckart, mich freut es von Herzen, daß ich Deinen Wunsch getroffen habe; was aber Frau von Rosenberg angeht, so mußt Du bedenken, daß es nur mütterliche Liebe und Furcht vor dem Abschied ist, was ihre schönen Augen mit Thränen füllt — die gute Frau glaubt es nicht ohne Dich aushalten zu können."

Die letzten Worten des Erzherzogs bewirkten eine große Veränderung in den erst noch so freudestrahlenden Mienen des neucreirten Hauptmanns, die Stirne des Jünglings verdüsterte sich und er fand sich bald selbst dem Weinen nahe; wenn er sich nicht vor dem Erzherzog geschämt hätte, er würde wirklich geweint haben, so ging ihm die Wehmuth der Mutter zu Herzen. Max, der seinen Sohn aufmerksam beobachtete, entging diese Veränderung nicht. Er sagte: „Daß ein junger Soldat nicht beim heimischen Herd bleiben kann, begreift sich von

selbst; damit will aber noch nicht gesagt sein, daß der Soldat den heimischen Herd gar nicht mehr zu Gesicht bekommen soll. Es giebt Generale, und ich kenne selbst welche — dabei schmunzelte der strenge Fürst — die sich ein Vergnügen daraus machen, die kriegerischen Söhne ihren schönen Müttern zu Trost und Erquickung von Zeit zu Zeit nach Hause zu senden. Eckart, wie ich den jungen Mann zu kennen glaube, wird nun so eine Erlaubniß nicht dazu benützen, sich im Lande herum zu treiben, sondern hübsch nach Hause eilen und die Mutter durch seinen Anblick erfreuen."

Die Rede des Erzherzogs verfehlte nicht die bezweckte Wirkung. Frau von Rosenberg trocknete sich die Thränen und Eckart wurde so aufgeräumt und vergnügt, als er bei der Durchlesung des Patents gewesen war.

Der Deutschmeister hub, nachdem er sich von der beruhigenden Wirkung seiner Trostgründe überzeugt hatte, aufs Neue an. „Von heute in drei Tagen muß der junge Herr in Wien sein, denn ich habe Sr. Majestät schriftlich versprochen, den jungen Capitain persönlich vorzustellen. Ihr habt doch ein gutes Pferd, Meister Eckart, will ich hoffen, mit dem man sich in Wien zeigen kann?"

Eckart, der bisher nur ein kleines ausdauerndes Gebirgspferd sein nannte, zuckte die Achsel und meinte, daß sein „Luther" — Luther war der blasphemirende Name des Reitthieres — wohl recht gut für die Gebirgspässe

und diese hinwieder für seinen „Luther" paßten, daß man aber in Wien und bei der Armee überhaupt, wie er an des Erzherzogs Marstall sehe, ganz andere Reitpferde zu erblicken gewohnt sei."

„Ganz meiner Ansicht," erwiederte der Deutschmeister mit dem Kopfe nickend, „und darum habe ich für den Fall, daß Meister Eckart sein Reitthier für den höheren Dienst als untauglich erklären würde, ein Paar Reitpferde aus Innsbruck kommen lassen; wollt Ihr sie sehen, so schaut da hinaus. Man führt sie gerade auf den Sandwegen des Vorgartens herum, um sie abzukühlen."

In der That führte der Stallmeister ein paar prächtige Reitpferde durch den Kiesweg.

Eckart verstand sich zu gut auf derlei Thiere, als daß er nicht an den tadellosen Fesseln, den kleinen stolz aufgeworfenen Köpfen und an dem vollkommenen Ebenmaß der Glieder erkannt hätte, daß es ein fürstliches Geschenk war, das ihm der Erzherzog mit den Reitpferden machte.

Max selbst weidete sich an der Ueberraschung des jungen Mannes, und selbst Frau von Rosenberg konnte, trotz ihrer stillen Trauer, nicht umhin, einen dankbaren Blick auf den Erzherzog zu werfen.

Den jungen Menschen, dessen Freude an Pferden und Hunden, Waffen und Schießgewehren ihm wohl mit allen Jünglingen seines Alters gemein war, mochte der

Erzherzog nicht länger halten und ermuthigte ihn durch eine Handbewegung das Geschenk in Empfang zu nehmen. In ein paar Sprüngen war Eckhart unten und mit einem Satz auf dem Rücken des stolzen Fuchsbraunen, der mit seiner Last in Nu davon jagte.

„Da reitet er schon, wie ein Unwetter dahin," sagte Max, der durch's Fenster blickte, mit väterlichem Wohlgefallen an der Rüstigkeit seines Lieblings. Frau von Rosenberg seufzte. Max tröstete sie oder machte vielmehr einen Versuch sie zu trösten, indem er sagte: „Was willst Du, Catharina? Hast Du erwartet, daß Eckart stets an deinem Schürzenband hängen werde? Das wäre Jammerschade, dazu hat der Junge zu feuriges Blut und zu vielen Verstand."

„Da werde ich aber völlig vereinsamen."

„Bleibe ich Dir nicht?"

„Als ob Euer Durchlaucht mir mehr gehörten, als der Eckart?"

„Nicht meine Schuld, bei Gott nicht meine Schuld, ich wäre gern gestern schon und am allerliebsten vorgestern gekommen, aber konnt' ich denn? Ist es doch, als ob sich alle Teufel verschworen hätten mich zu necken und mir das Leben sauer zu machen. Da habt Ihr unsern werthen Nachbarn den Herzog, meinen Namensbruder, der täglich schwieriger wird und trotz seiner verwandtschaftlichen Liebe für uns Oesterreicher sein eige-

nes Interesse ganz wohl im Auge behält; da ist der alte Fuchs mit dem rothen Hütel, der zwei Schritte vorwärts und sechs zurück macht; dann mein Vetter Leopold, der dem Ferdinand den Rang ablaufen und um jeden Preis Kaiser, König oder Herzog werden und seine Bischofmütze los sein möchte, dann seht Ihr einen guten Bruder, der zwar nicht vom Teufel, wie mein anderer Bruder Rudolf von sich selbst glaubte, aber desto mehr von dem hundsföttischen Cardinal besessen ist; ich will von unsern erklärten Feinden, den protestantischen Ständen, den deutschen Reichsfürsten, von dem Savoyer, Bethlen-Gabor, Türken und Franzosen gar nicht reden.

Das versteht sich von selbst und war immer so, aber der Unfriede im eigenen Haus, damit verhält es sich anders, der ist erst zehn Jahre alt und hat uns übler bekommen, als alle Anschläge unserer Feinde. Wenn ich mich aber mit Freund und Feind streiten muß, wie kann ich dem Zug meines Herzens folgen und so oft und so lang' auf Winkel sein, als ich wohl möchte?"

Frau von Rosenberg schien die angegebenen Gründe einzusehen und bot ihren fürstlichen Geliebten die Hand. In demselben Augenblick ertönte die Speiseglocke.

Pater Franciscus, welcher zugleich Caplan und Lehrer des jungen Mannes war, sprach das Tischgebet; dann setzte man sich zu Tische. — Hier war nichts zu sehen, was an den damaligen Tafelluxus der Großen

erinnerte. Nur der Mönch hatte eine große Flasche Wein vor sich stehen. Der Erzherzog und seine Familie begnügten sich mit dem klaren Wasser, das der nahe Bergquell lieferte.

Nach Tisch sagte der Mönch ein kurzes Gebet und nun ging's hinunter in den geräumigen Schloßhof. Eckart tummelte sich auf den geschenkten Pferden herum, während es der Erzherzog nicht verschmähte, sich im Gespräch mit dem viel studierten Mönch zu belehren. Der Deutschmeister hörte den Pater gerne sprechen, ließ sich selbst eine kleine Zurechtweisung gerne gefallen, so lange die todte Wissenschaft den Stoff des Gedankenaustausches bot. Sobald aber der Bettelmönch auf das Gebiet der Gegenwart übersprang — er hatte es nur einigemal gewagt und dann nie wieder — begegnete er dem stolzen Blick des Erzherzogs, der auch nicht den leisest ausgesprochenen Tadel vertrug.

Frau von Rosenberg saß auf einer Gartenbank und hatte eine Handarbeit für Arme vor sich, während Eckart ritt und die beiden älteren Männer auf und ab schritten; eine halbe Stunde nachher rief das Glöcklein der Schloßcapelle zur Segen, welchem alle Bewohner des Schlosses bei Dienstesentlassung anwohnen mußten.

Nach gehörtem Segen stieg die Gesellschaft mit Ausnahme des Mönches zu Pferde. Diesmal war es das kleine Gebirgspferd, das Eckart sonst zu reiten pflegte, welches

gesattelt vor der Hausthüre stand; einen Zelter hielt der Stallmeister für Frau von Rosenberg am Zügel, während der Erzherzog den nun bereits alternden Rappen bestieg, den er bei seiner Gefangennehmung in Polen geritten hatte.

Der Zug ging in raschem Trabe am Berggelände fort einer rauhen Schlucht zu, aus der ein Waldbach schäumend und tosend hervorbrach. Verfolgte man diesen Reitpfad weiter, so gelangte man nach „St. Valentin,“ einem uralten wunderverklärten Wallfahrtsort. Es war aber zu spät am Tage und man hielt an einer Biegung des Sträßchens an. Hier standen einige hölzerne Gebäude mit zierlichen Vorsprüngen und Erkern, kleinen Fenstern und schmalen Thüren, über welchen Gemshörner prangten oder Käuzchen angenagelt waren, lauter freundliche gehäbige Wohnungen, deren Dächer durch Steinbelastung gegen die Wuth der Stürme geschützt waren. Vor den Häusern standen schlanke Vogelbeerbäume, deren hellrothe Frucht im herbstenden Jahr durch die lichtgrünen Zweige und Blätter schimmerte; etwas weiter aufwärts befand sich ein roth angestrichenes Kreuz, das mit einem welken Kranz von Feldblumen des letzten Herbstes geschmückt war. Der Erzherzog bekreuzte sich und rückte das Barret; Frau v. Rosenberg und Eckart folgten dem Beispiel des Familienhauptes. Nicht weit von dem rothen Kreuze kauerte ein alter gelähmter Mann und murmelte

Gebete. Frau von Rosenberg lenkte ihren Zelter nach der Stelle und schüttelte all ihr Geld in den Hut des Greises.

Auf dem Rückweg eilte ein schlanker hochgewachsener Bursche, der ein längliches, feuchtes Gefäß über der Schulter hängen hatte, dem Zug nach, schritt auf den Erzherzog zu, rückte ehrerbietig den Hut und fragte, ob er die Fische, die er im Lauf des Tages geangelt hätte, auf das Schloß bringen dürfe. Die Frau schüttelte den Kopf und meinte, daß sie nicht wisse, was mit so vielen Fischen anfangen, der Erzherzog aber sagte: „Bringe immerhin die Fische zu uns; denn, wenn wir auch derselben nicht bedürfen, bedarfst Du doch der Bezahlung. Nicht wahr, Schlingel?"

Der Bursche lächelte, griff nach dem Mantelsaum des Erzherzogs, küßte ihn und eilte wohlgemuth nach dem Schlosse.

Als der Erzherzog und seine Begleitung zurückkehrten, war die Sonne bereits im Untergange begriffen; ein Theil der reichen Landschaft lag bereits in grauer Dämmerung, während die Wiese vor dem Schloß noch von den letzten Sonnenstrahlen umspielt wurde; wenige Minuten später schwand das Licht auch von der Wiese; nur die himmelanstrebenden Berghäupter, welche sich dem Schlosse gegenüber emporthürmten, wurden von einer Strahlenglorie umgossen und erleuchtet, der man ihrer

Intensität willen die Augen nicht ungestraft zuwenden durfte.

Nach dem Aveläuten, während welches der Erzherzog das Haupt erblößte und leise das „Engel des Herrn“ betete, wurde das Abendbrot eingenommen. Um neun Uhr lag bereits das Schloß in tiefem Schlaf. — Doch nein, Erzherzog Max, der das Bedürfniß des Schlafes weniger kannte, als die meisten Menschen, machte eine Ausnahme und arbeitete unverdrossen an jenem Netz, das er eines Tages, wenn erst keine Masche mehr fehlte, den Protestanten über das Haupt zu werfen und bis zum Ersticken fest zusammenzuziehen gedachte. Die unzähligen Briefe, die er nach Madrid und Brüssel, Rom und Mainz, München und Paris richtete, die vielen Staatsschriften, die er eigenhändig abfaßte, es waren eben so viele einzelne Steine, die er zu dem großen Bau zusammentrug, den er unternommen hatte.

Frau von Rosenberg eilte gerade, nachdem sie ihren Sohn noch einmal geküßt hatte, nach ihrem Zimmer, um die Letzte im Schloß den Schlaf zu suchen, als an der Thür gepocht wurde.

Die Frau blickte überrascht nach der Klinke; sogleich trat das Stubenmädchen verzagt ein und erzählte, daß sich die Kutschersfrau nicht zu helfen wüßte, da ihr Kind von heftigen Fraisen befallen worden. „Spute Dich,

Ploni" (Apollonia), entgegnete die edle Frau „und sage der Conradin, daß ich selbst nachsehen wolle."

Das Mädchen hatte die Stube kaum verlassen, so öffnete Frau von Rosenberg einen Schrein, durchwühlte die verschiedenen Fächer desselben, bis sie auf einen mächtigen Pack Kinderwäsche stieß, diesen öffnete sie und breitete die verschiedenen Stücke auf dem Tische aus, aber weder die feinen Windeln noch die Hemdchen und Tücher waren es, welche die erzherzogliche Maitresse suchte, — sie war in Verzweiflung, das Gewünschte nicht finden zu können; sie eilte nochmals nach dem Schrank, endlich fand sie ganz zu unterst ein kleines dünnes mit einer Nadel befestigtes Päckchen, öffnete es und sagte zu sich selbst: „Gott sei Dank, da ist es endlich." Sie zog, nachdem sie die äußere Hülle entfernt hatte, ein kleines einfaches durch ein blaues Seidenband zusammengehaltenes Kinderhäubchen hervor. Es war die vom Fürstbischof von Brixen eigenhändig geweihte Fraisenhaube, eine Kopfbedeckung der Kinder, welcher man die Gewalt beilegte, das Uebel zu vermindern, wo nicht gar völlig zu beseitigen.

Nachdem die gute Dame diesen Fund zu ihrer vollkommenen Befriedigung gemacht hatte, verließ sie mit lächelnder Miene die Stube und eilte, so schnell sie konnte, nach einem mehrere Zimmer weit entfernten Gemach, das mit einer eisenbeschlagenen Thüre verwahrt war; sie schloß dieselbe auf und ging auf eine Art Kasten zu, welcher eine

große Anzahl ziemlich seichter Laden zu enthalten schien, an deren jeder eine Aufschrift mit großen lateinischen Buchstaben angebracht war. Dieser Kasten bildete die Hausapotheke des Schlosses Winkel.

Mit geübter Hand zog sie, ohne sich nur einmal zu irren, die Laden, wo sich die ihr nothwendig scheinenden Kräuter befanden, schob die verschiedenen Päckchen in ein großes Packet zusammen und wollte eben das Gemach verlassen, als das Mädchen wieder auf der Schwelle erschien und die Frau aufforderte, ihre Hinabkunft zu beschleunigen, da es mit jeder Minute schlimmer werde.

Weit entfernt über diese Zudringlichkeit zu zürnen, sagte die Hausfrau vielmehr tröstend: „Lauf voran, Ploni, und melde ihnen, daß ich nun gleich hinuntersteige, wecke auch Frau Crescentia und sage ihr, daß sie der Mutter des kranken Kindes wachen helfe; es solle ihr Schaden nicht sein.“

Das Mädchen hüpfte diensteifrig die Treppe hinab, während die Hausfrau noch rasch eine geweihte Wachskerze, ein Glas und einen Löffel zusammenraffte und nun mit vollen Händen in den Hofraum hinunter stieg.

In der Stube des Kutschers brannte ein spärliches Licht; das dreijährige Mädchen der Kutschersfrau lag mit verdrehten Augen auf seinem armseligen Bettchen; ein convulsivisches Zucken ging durch den kleinen Körper.

Im Kamin brannte trotz der vorgerückten Jahreszeit

ein mächtiges, wohl unterhaltenes Feuer, das der Stube eine unerträgliche Hitze mittheilte. Diese Hitze schien die Unruhe des fraisenhaften Kindes zu steigern, das arme Mädchen stöhnte unausgesetzt.

Frau von Rosenberg trat ein. Ein „Gott sei gelobt" aus dem Munde der Kutschersfrau bewillkommte sie. Die wackere Dame nickte mit dem Kopf und machte einige Schritte vorwärts. Die Hitze verlegte ihr den Athem; sie schüttelte unzufrieden den Kopf, dachte einen Augenblick nach und sagte dann, gleichsam mit sich selbst redend: „Das Feuer auslöschen, das geht nicht an; Rauch und Dampf könnten den armen Wurm vollends ersticken und so kann es doch auch nicht bleiben, man sieht ja, wie die Hitze das arme Kind ängstigt." Endlich war Frau von Rosenberg zu einem Entschluß gelangt, ging auf das Bettchen zu, nahm die Kleine heraus und forderte die Mutter etwas trocken auf, ihr all' die Siebensächelchen, die sie mitgebracht, nachzutragen. Sie hüllte das Kind in das große Umhängetuch, in das sie sich selbst gehüllt hatte, eilte nun die Stiege hinauf nach ihrem eigenen Zimmer. Diese Stube war geräumig, kühl und äußerst wohnlich.

Als das arme Kind des Kutschers in dem blüthenweißen Bett der erzherzoglichen Maitresse lag, nahm Frau von Rosenberg das geweihte Häubchen und setzte es der Kranken auf, zugleich wurde die benedicirte mit dem Gna-

denbild von Mariazell geschmückte Wachskerze angezündet und die oft erprobte Arzenei eingeflößt.

War es die Wirkung der geweihten Haube oder des frommen Gebetes, welches der weibliche Arzt während der Krankenpflege verrichtete, oder des nervenberuhigenden Trankes, so viel stand fest, die Fraisen ließen nach, das Fieber verminderte sich, das Gestöhn setzte aus. — Das Antlitz der Hausfrau strahlte in heiliger Verklärung; sie pries ihren Heiland, der so sichtbar geholfen und schickte nach der Kutschersfrau, deren thätige Beihülfe sie zum größten Kummer der letzteren sich verbeten hatte.

Als die Kutscherin ihr Kind, das erst so lebhaft gesticulirt hatte, so still und blaß auf dem weißen Bett liegen sah, schlug sie erschreckt die Hände zusammen, indem sie ausrief: „Wie Gott will, hätte aber nicht geglaubt, daß es so schnell gehen würde, gewiß ist von der jähen Kälte der Herzbrand eingetreten.“

„O der albernen Kunkel!“ rief die edle Pflegerin, „dankt Gott, daß das Kind ruhiger geworden ist, schaut nur einmal die Augen jetzt an und vergleicht sie mit der verschrobenen Stellung der Augapfel von vorhin.“

Diese Bemerkungen verminderten wohl einigermaßen die Besorgnisse der Mutter, ohne sie jedoch vollkommen zu zerstreuen, — sie schlich, etwas wie einen Dank vor sich hin murmelnd, aus der Thüre.

Indessen erholte sich das Mädchen mit jeder Stunde

mehr. Die Hausfrau nahm ihren Platz zu Häupten des kranken Kindes und wandte kein Auge von dem Gesicht der Kleinen ab.

Gegen Morgen war jede Gefahr vorüber, das Kind versank in einen gesunden Schlaf, aus welchem es vollkommen genesen erwachte.

Als der Erzherzog am frühen Morgen in die Stube trat, was stellte sich ihm für ein Schauspiel dar? Frau von Rosenberg saß etwas bleich vom Nachtwachen an dem Krankenlager des Kindes und beugte sich eben mit mütterlicher Sorgfalt über das kleine Köpfchen, das keine Spur jener Hitze mehr an sich trug, welche sich des Tages zuvor auf so erschreckende Weise kund gegeben hatte. Das Bett der Frau von Rosenberg war unberührt.

Der Erzherzog ließ sich die Scene erklären, schritt dann auf die schöne Krankenwärterin zu und drückte ihr mit dem Ausruf: „Ein wahrhaft evangelisches Weib!" die Hand. Das Gesicht der Frau von Rosenberg färbte sich wie Scharlach, sie suchte dem Prinzen mit ihren rosigen Fingern den Mund zu verschließen.

Eine Stunde später spielte das dreijährige Kind wieder zu den Füßen der Kutschersfrau in der engen, niedrigen Stube, aus welcher es die Herrin des Schlosses gestern Nachts geholt hatte.

II. Capitel.

In welchem das Idyll aufhört und der Pferdefuß sichtbar wird.

Wir haben auf's Gerathewohl einen Tag aus dem Leben des Erzherzogs zu Winkel herausgegriffen, können aber versichern, daß sich alle Tage so ziemlich glichen, nur daß nicht jeder der Geburtstag des jungen Eckart war und durch ein so verhängnißvolles Angebinde, wie das Officierspatent, gefeiert und bezeichnet wurde.

Frau von Rosenberg theilte ihre Zeit in drei verschiedene Beschäftigungen; ein Theil des Tages war dem Hauswesen, ein zweiter der leidenden Menschheit und der dritte ihrem Sohn Eckart gewidmet; all dem ging aber der gewissenhafteste Besuch von Segen und Messe bevor.

Der Erzherzog schien oder war das Seitenstück seiner Geliebten. Herablassend und freundlich gegen den Gering-

sten, mildthätig gegen die Armen, mittheilsam gegen seines Rathes Bedürftige, kurz mehr der väterliche Freund als Gebieter seiner Umgebung. Erzherzog Max war also wohl, was man einen guten Mann heißt? Ja — Nein, wie man's nimmt, war er gut oder auch das reinste Gegentheil davon, ein böser, rachgieriger, unduldsamer und falscher Herr.

Wer den Erzherzog im Schooß seiner Familie, in Mitte von Jägern, Fischern und Landleuten kennen lernte, der kannte nur eine Seite dieses Prinzen oder kannte ihn viel mehr gar nicht. Der Gutsherr des Schlosses Winkel und der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian von Oesterreich waren zwei grundverschiedene Personen, die zufällig einerlei Namen trugen. So einfach, schlicht und treuherzig der Gebieter des Schlosses Winkel erschien, so streng, finster und ränkevoll war er als Staatsmann; die Erklärung dieser Doppelnatur — sie liefert ein an sich geringfügiger Umstand, Erzherzog Max war bei den Jesuiten in die Schule gegangen und zeitlebens ihr folgsamer Schüler und treuer Zögling geblieben.

Jetzt wissen Sie, meine geehrten Leser, weshalb der Mann zwei Gesichter, zwei Seelen und zwei verschiedene Herzen hatte, ein zärtliches, liebendes Herz für Frau von Rosenberg und Eckart, für den Hofmaler Melchior Stölzl, für den Gärtner Edmund Briezenbusch, den Jäger Seifried, den Kutscher Hieronymus Laber, für die ganze Bewohnerschaft von Obermais bis an den Rand und die Ge-

markung der angränzenden Schlösser, und ein anderes Herz, jenen bloßen Fleischklumpen, der sich selbst bei ganz herzlosen Menschen vorfindet, und von den Anatomen Herz genannt wird, für alles Widerstrebende. Diesem Widerstrebenden gehörte aber Jeder an, welcher es nicht unbedingt mit den Grundsätzen des Hoch- und Deutschmeisters, das heißt mit den Principien rücksichtloser Unterdrückung der protestantischen Lehrmeinung, der blutigen Verfolgung aller Andersdenkenden und der Erhebung der steierischen Linie hielt. Den Stolz und Uebermuth des Erzherzogs mußte aber auch jeder Andere empfinden, bei dem er Unabhängigkeit des Urtheils und die Geneigtheit dasselbe zu vertheidigen, vermuthen konnte. Macht und Ansehen waren in seinen Augen Fehler, die nur durch die aufopferndste Hingebung an seine Person gesühnt werden konnten. Niedrige Geburt und geringer Stand berechtigten zu einem gewissen Freimuth dem Erzherzog gegenüber. Der Prinz glaubte sich Angesichts solcher Menschen nichts vergeben zu können.

Während im Privatleben des Erzherzogs die Neigung überwog, war im öffentlichen Leben der politische Haß die Haupttriebfeder seiner Handlungen. Max haßte aber viele Menschen und verachtete noch mehr. Er hatte seinen Bruder den ehemaligen deutschen Kaiser nicht geliebt, weil er von seiner Trägheit und Schwäche, seinem unstäten oft sehr wenig erbaulichen Wesen in religiö-

sen Dingen den Ruin der katholischen Kirche und seines Hauses besorgte; er kannte dessen Nachfolger, ihren gemeinsamen Bruder Mathias, als lenksamer, liebte ihn aber noch weniger, da er ihm seine Sympathien für die niederländischen Rebellen, an deren Spitze er sich in seiner Jugend gestellt hatte, nicht verzeihen konnte; er wußte endlich zu gut, daß Mathias die böhmische Krone, so wie die Herrschaft in den anderen Erbländern mit tadelnswerthen Zugeständnissen bezahlt hatte.

Wirklichen Haß trug er gegen die protestantischen Stände des Reiches und der Erbländer; in ihnen erblickte er die gefährlichsten Feinde seines Hauses und Glaubens; ihnen hätte er mit dem römischen Imperator einen Kopf gewünscht, um sie mit Einem Schlag vernichten zu können.

Unter den Mitgliedern seines Hauses nahm in seinem Herzen den ersten Platz Ferdinand von Steiermark ein. Schon Ferdinand's Vater Carl war ihm der Geliebteste seiner Vettern, weil zugleich der Glaubenseifrigste und in Bekämpfung der neuen Lehre Rücksichtsloseste. Von dem Sohn dieses geliebten Verwandten, der sich selbst als Werkzeug zur Ausrottung der Ketzerei betrachtete und von den Jesuiten längst dazu ausersehen war, hoffte er die Wiederherstellung des alten Glanzes der katholischen Kirche und des österreichischen Hauses, denn beides schien dem Erzherzog von einander unzertrennlich zu sein.

Die Minister seines Bruders, mit Ausnahme derjenigen, die treu zu Rudolf gehalten hatten und erst nach dessen vollendetem Sturz zu Mathias übergetreten waren, hatte er stets mit Argwohn beobachtet, aber bis jetzt nichts gefunden, daß seine Besorgnisse gerechtfertigt hätte.

Die Rolle, welche „Khlesl" dem Vorfahr Mathias gegenüber gespielt, seine Einflüsterungen und Ermuthigungen, die zur Verdrängung Rudolfs führten, hatten Maximilians Verdacht erregt. Obgleich er selbst die Nothwendigkeit eines Thronwechsels erkannte und die Bemühungen Mathias' mit Wort und That unterstützte, sah er doch die Intriguen des Cardinals unwillig mit an. Was sich die Mitglieder des erlauchten Hauses seiner Meinung nach erlauben durften, das konnte er einem aus dem Volk emporgekommenen Mann wie Khlesl nicht verzeihen.

Konnte derselbe Emporkömmling, welcher Rudolf verdrängen half, nicht auch seinen und der Jesuiten Liebling Ferdinand, falls es dem Cardinal zweckdienlich schien, von der Erbfolge ausschließen?

Man kann den Verrath lieben, haßt aber stets den Verräther, und diesen Namen legte Erzherzog Max in seinen geheimsten Gedanken dem Cardinal bei.

Bisher war das Verhältniß dieser beiden an der Geschichte jener Tage so stark betheiligten Personen ungetrübt. Der Cardinal versäumte nicht, sich um die Erfüllung jedes Wunsches Seiner Durchlaucht bemüht zu zei-

gen und der Prinz ließ es hinwieder nicht an jenen kleinen Artigkeiten und Freundschaftsbezeugungen fehlen, welche ein kluger Prinz dem ersten Manne nach dem Kaiser stets erweisen wird.

Mathias war kinderlos und hatte keine Kinder zu hoffen; alle Welt glaubte diese Umstände zu wissen und der greise Herzog Wilhelm von Baiern hatte dem Erzherzog — damals war Mathias noch Erzherzog — seine Tochter versagt, da zahlreiche Gerüchte sich gegen den Brautwerber erklärten; vergebens hatte Khlesl ärztliche Gutachten eingesandt, der alte Herzog wollte, seit ihn seine Tochter Maria, die Mutter Ferdinands, über diese Verhältnisse hinlänglich aufgeklärt hatte, von dieser Vermählung nichts mehr hören.

Was Khlesl am baierischen Hof mißlungen, richtete er bei der Tochter Ferdinands von Tyrol aus. Mathias vermählte sich mit Anna, der Enkelin Ferdinand I., aber diese Ehe blieb, gleichsam um dem alten Wilhelm Recht zu geben, kinderlos.

Erzherzog Max mochte als Bruder des Kaisers seine Gründe haben, weshalb er sich für überzeugt hielt, daß Mathias kinderlos bleiben würde, kurz diese Meinung wurzelte so fest, sein Argwohn gegen Khlesl war so groß und sein Glaube an die Selbständigkeit des Bruders so gering, daß er auf die Ordnung der Erbfolge zu dringen beschlossen hatte.

Nicht vergeblich hatte ihm die durchlauchtige Schwägerin von Graz aus in den Ohren gelegen, sich für ihren Sohn Ferdinand zu verwenden, nicht umsonst hatte Ferdinand wiederholt seinen „Hans Ulrich Eggenberg" an den Deutschmeister abgeschickt, um ihm die Nachfolge im Reich an's Herz zu legen, nicht ohne Erfolg bearbeiteten die Väter der Gesellschaft Jesu den Erzherzog Tag und Nacht zu Gunsten seines steierischen Vetters, ihres großmüthigen Patrons.

Wie Erzherzog Mathias zehn Jahre früher in Rudolf drang, die Erbfolge bei Zeiten zu ordnen, das heißt sich lebendigen Leibes beerben zu lassen, so stand jetzt der jüngere Bruder Max im Begriff, an dem Thronräuber Vergeltung zu üben und auf schleunige Ordnung der Erbfolge — wir haben den Ausdruck bereits commentirt — zu dringen.

Der Hoch- und Deutschmeister war nun eben von einer Reise zurückgekehrt, welche die Ordnung der Erbfolge zum Zweck hatte.

Die meisten befreundeten Fürsten waren mit dem Plan des Erzherzogs einverstanden; Spanien unterstützte das Ansinnen Maximilians durch seinen Gesandten, den Grafen von Onate; Baiern erklärte sich bereit, sich beim Reich für Ferdinand zu verwenden, Sachsen und Brandenburg erwiesen sich trotz des abweichenden religiösen Bekenntnisses ihrer Fürsten nicht abhold, um jedem Inter-

regnum vorzubeugen, denn das Gichtleiden des Kaisers wurde so lebendig geschildert, als ob der gute Mathias weder Hand noch Fuß mehr rühren könnte, — aber alle diese schönen Aussichten erhielten erst dann einigen Werth, wenn Kaiser Mathias selbst einsah, daß ihm die Gicht an der Alleinregierung hinderlich und die Berufung eines Nachfolgers wirklich nothwendig sei.

Max hatte seinen ersten Anwurf durch seinen Vertrauten den deutschen Herrn „Eustachius Westernach“ bei dem Kabinetsdirector Khlesl thun lassen.

Der Cardinal sagte nicht ja und nicht nein, sondern ertheilte guten Rath, um den man ihn nicht gebeten hatte, warnte vor Ueberstürzung und gab zu bedenken, wie schmerzlich das Ansinnen, die Nachfolge im Reich zu ordnen, für einen Mann sein müsse, der in seinen besten Jahren stünde, selbst noch keineswegs die Hoffnung auf Leibeserben entsagt habe und sich durchaus nicht in Umständen befinde, welche letztwillige Anordnungen räthlich oder gar nothwendig erscheinen ließen.

Zuletzt hatte der Cardinal seiner alten Gewohnheit nach die bittere Pille durch den süßlichen Beischmack einer kleinen Höflichkeit zu vergülden gesucht. Er sagte daher am Schluß seiner Rede: „Ich bitte Seiner Liebden dem Erzherzog zu versichern, daß ich alle Prinzen des Hauses Oesterreich wie Oheime ehre oder wie Kinder liebe, daß

ich mich als ein ihnen zustehendes Gemeingut ansehe und darum bereit bin, Leben und Ehre für sie einzusetzen."

Diese Antwort bildete die feine Linie jener kaum bemerkbaren Gränzscheide, die zwischen Gleichgültigkeit und Feindschaft hinlief.

Von da an bildete sich die gewaltige Gegnerschaft des Erzherzogs heraus, die dem Besitzer des Schlosses im vorigen Capitel die Worte abpreßten, „daß der Kaiser von dem hundsföttischen Cardinal besessen sei."

Wir sagten, die mündliche Antwort, welche der Statthalter des Erzherzogs zu Mergentheim Eustachius, Westernach, seinem Herrn hinterbrachte, sei der Anfangspunkt von Maximilians Feindschaft gewesen, — die Ereignisse vervollständigten sie und schärften das Gift, dessen ersten Tropfen wir beobachtet haben.

Der Deutschmeister, welche ohne Umschweife auf sein Ziel losging, zürnte dem Cardinal seines unbegreiflichen Zögerns halber, hatte aber keine Ahnung, daß Khlesl sich seinem Vorhaben ernstlich widersetzen würde; im Gegentheil gab er sich der Hoffnung hin, der Principalminister und dessen Herrn noch von der Nothwendigkeit der beschlossenen Maßregel vollkommen zu überzeugen; er erblickte daher in der Antwort des Cardinals nichts als eine gehässige Aufforderung, seine eigenen Gründe darzulegen. Er hatte daher vor einiger Zeit jenes später so berühmt gewordene „Successionsgutachten" dem

Wiener Hof durch einen eigenen Courier zugeschickt und um Mittheilung an den Kurfürsten von Mainz gebeten.

Der Deutschmeister hatte in diesem Schriftstück alle jene Gründe klar und bündig entwickelt, welche eine rechtzeitige Ordnung der Erbfolge räthlich erscheinen ließen. Er gedachte darin des Grundprincipes der österreichischen Staatskunst, die alten Institutionen trotz aller seither erworbenen Rechte Anderer zu erhalten.

„Die letzten Fürsten," sagte er im Verlauf seines Gutachtens, „seien von diesen Principien abgewichen, hätten sich den Neuerungen hold bezeugt, und das Reich dadurch in große Gefahr gebracht. Außer der Kirche gebe es kein Heil für das österreichische Haus. Dies haben die weisesten Regenten deutlich erkannt. Carl V. sei trotz zahlreicher Verlockungen diesem System treu geblieben und Philipp der Zweite hätte lieber gar nicht, als über Ketzer herrschen wollen. Was brauche man aber zurückzugreifen, das Beispiel der baierischen Fürsten liege ja ganz nahe. Warum gehe dort Alles so vortrefflich von Statten? warum erfreue sich das Volk so guten Gedeihens? Weil die Regenten des Landes von Zugeständnissen nichts wissen wollten und die neue Lehre überall, wo sie auftauche, mit Strenge unterdrückten; so sollte man es auch in Oesterreich machen. Er wisse recht wohl die guten Absichten des Kaisers zu würdigen und habe auch zu dem Cabinetsdirection, dessen christlichen Eifer er kenne, volles Vertrauen.

vorsichtige Menschen sorgten aber auch für die Zukunft; sei diese Sorge schon die Pflicht eines einfachen Familienvaters, so sei dies noch mehr der Fall bei dem Vater von Millionen Menschen; die Ernennung eines Nachfolgers halte er für unumgänglich nothwendig, da die Feinde Oesterreichs nur auf die Gelegenheit lauerten, die deutsche Kaiserkrone an ein anderes Haus zu bringen und Oesterreich auf das Aeußerste zu schwächen. Gott und die Jesuiten, welch letzteren das Haus Oesterreich zu besonderem Dank verpflichtet sei, hätten die Pläne Heinrich IV. vereitelt; der Tod dieses bösen Königs habe einen günstigen Umschwung der französischen Politik zur Folge gehabt, das sei mehr, als man von der Vorsehung billiger Weise erwarten konnte; nun müsse man aber selbst Hand an's Werk legen. Man dürfe es nicht dem Zufall überlassen, wer in den Erbländern und im deutschen Reich succedire; an der Person des Nachfolgers sei Alles gelegen, Thron und Altar müßten unfehlbar zu Grunde gehen, wenn dieser zufällig ein schwacher, den Zeitverhältnissen nicht gewachsener Mann wäre; die Umstände forderten einen thatkräftigen, entschlossenen und erprobten Charakter, dessen unbeugsam-katholische Gesinnung außer Zweifel stände, ein solcher könne auf die Unterstützung aller katholischen Mächte, insbesondere aber Spaniens rechnen; er würde bald als der Mittelpunkt aller kirchlichen Bestrebungen angesehen und von allen Seiten geschirmt und getragen werden.

Man müsse nicht glauben, mit guten Absichten und redlichem Willen sei Alles gethan. Viele Beispiele der Neuzeit — er könnte sie citiren, wolle es aber lieber nicht thun — bewiesen haarscharf, daß trotz aller guten Gesinnung Thron und Leben verloren werden können. Woran es den meisten Fürsten mangele, das sei nicht der gute Wille, sondern der rechte Verstand, nicht die redliche Absicht, sondern die Kraft zur Ausführung. Kaiser Rudolph habe es mit dem ererbten Glauben gewiß gut gemeint, kein Mensch könne das Gegentheil behaupten, aber wohin sei es trotz dieser guten Meinung gelangt? — zum Majestätsbrief und der Sanction des offenen Aufruhrs.

Hätte Philipp II. eben so gethan, so würden heute die Niederlande verloren sein.

Wie verwirrt alle Angelegenheiten, obgleich ohne Schuld des gegenwärtig regierenden Kaisers, in Deutschland seien, bewiesen die gegenseitigen Rüstungen der katholischen und protestantischen Reichsstände; was aber offenkundig und vor Aller Augen in Deutschland geschehe, das bereite sich, wie er gute Kunde habe, minder auffällig in den österreichischen Erbländern vor, darum solle der Kaiser seinen übrigen Großthaten noch diese hinzufügen, einen seiner würdigen Nachfolger zu ernennen. Ein solcher Mann, ein solch unzweifelhafter Charakter, für welchen schon gegenwärtig die Herzen aller Katholiken höher schlügen; ein solcher Prinz, welcher in Baiern eben

so beliebt als in Spanien und den Kurfürsten eben so theuer als dem Papst sei, wäre Ferdinand; ihn solle der Kaiser zu seinem Nachfolger bestimmen, die Krone Ungarns, wie es schon mit Böhmen geschehen, durch vorläufige Wahl sichern, ihn ferner unter seinen Augen zum römischen König wählen lassen.

Wie er, der Schreiber, so denke auch sein Bruder Albrecht in Brüssel, von dem er eben zurückkehre; wer es mit Oesterreich und der Kirche wohl meine, müsse ihm beipflichten und er erwarte von einem so einsichtsvollen Mann wie der Cardinal, daß er seinen ganzen Einfluß aufbieten werde, den Kaiser zu diesem eben so wichtigen als nothwendigen Schritt zu bewegen."

Der Erzherzog hatte in seinem Gutachten, dessen Zusätze wir des kleinsten Theils auszugsweise mittheilten, in der That Alles erschöpft, was sich über diesen Gegenstand sagen ließ, und er hoffte, daß die von ihm angeführten Gründe durchgreifen würden; er erwartete bei dieser Gesinnung auch gar nichts Anderes, als die Anzeige, daß man sich in Wien seine Rathschläge zur Richtschnur nehmen würde.

Als der Erzherzog am folgenden Morgen seinen Sohn umarmte, fuhr ihm, weiß Gott mittelst welcher Ideenassociation, der Gedanke an das Successionswerk, das er begonnen, durch den Kopf. Der Deutschmeister sagte sich:

„Was giebt es doch für seltsame Verkettungen im Menschenleben, ich suche für einen Vetter Kaiser- und Königskronen, während mein eigenes Blut, mein leiblicher Sohn nicht einmal einen ehrlichen Namen besitzt. Armer Eckart, Du wirst noch am glücklichsten sein, wenn Dir Dein Schwert einen guten, wenn auch neuen Namen erkämpft, während Dein Vater für einen Anderen Kronen erbettelt."

Der Erzherzog warf noch einen schmerzlichen Blick auf Wald und Flur und den etwas bedeckten Himmel, der einen günstigen Jagdtag versprochen hätte und verschwand in seinem Arbeitszimmer.

Dieses Arbeitszimmer hatte etwas vom Bureau, vom Prunkgemach und einer Capelle an sich. Wer von der Einrichtung eines Wohnzimmers auf die Bewohner zu schließen versteht, würde die dreifache Eigenschaft des Inhabers, seinen religiösen, staatsmännischen und fürstlichen Charakter errathen haben.

Nahe am Fenster stand ein wuchtiger Schreibtisch, auf oder in welchen seltsame Sittensprüche und Lebensregeln eingeschnitten waren.

Der Tisch, so breit er auch war, stand überfüllt von Fascikeln aller Art. Staatsschriften und ökonomische Abhandlungen, Heiligenlegenden und in Schweinsleder gebundene alte Bücher des verschiedenartigsten Inhaltes lagen bunt durcheinander. In einer Ecke stand

ein Candelaber mit zwei Armen, in welchen noch ungebrauchte Wachskerzen steckten.

Vor dem Schreibtisch befand sich ein schwerer Armstuhl mit Vergoldung, an dessen Rücklehne eine Krone angebracht war. Dieser Sitz war so gestellt, daß der Schreiber mit der linken Hand gegen das Fenster zu sitzen kam; hinter dem Sitz stand an der breiten Zwischenwand ein Eichschrank, der mit Büchern gefüllt war; die Decke des Kastens schmückten ausgestopfte Vögel und Eichhörnchen, den dunklen Hintergrund des geräumigen Zimmers nahm ein Hausaltar ein, über dem eine silberne Lampe brannte, ein Betschemel mit kostbarer Holzschnitzerei geziert befand sich vor dem Altar.

Ueber der Thür war das österreichische Wappen angebracht und der Teppich, welcher über dem Fußboden ausgebreitet lag, ließ gleichfalls das Wappenthier des österreichischen Hauses, den schwarzen Doppeladler, erkennen.

An der leeren Wand rechts von der Eingangsthür hingen prachtvolle Waffen, worunter sich mit Edelsteinen gezierte türkische Säbel und Flinten auszeichneten.

Am Fuße des Schreibtisches lag eine glänzende Tigerhaut, auf welcher es sich eine schlanke, graue Dogge bequem machte. Als der Erzherzog die Thür öffnete, knurrte der Hund ein weniges, drückte sich aber sogleich, als er seinen Herrn erkannte, an den Erzherzog und blickte ihn so

lange stumm an, bis ihm der Prinz das weiche Fell streichelte. „Ruhig Türk," rief der Erzherzog, als das Thier in seinen Liebkosungen fortfuhr, „ruhig, dein Herr hat jetzt Anderes zu thun als an dich zu denken."

Max setzte sich an den Schreibtisch und nahm aus einem Bündel Schriften die Copie des erwähnten Successionsgutachtens, las sie durch und legte sie dann mit zufriedener Miene bei Seite, er gestand sich, daß die Darstellung von seinem Standpunkte aus meisterhaft durchgeführt war.

Da ihm aber zugleich wieder der arme Eckart einfiel, dem er nicht einmal eine Grafenkrone zu geben hatte, so lehnte er sich in den Sessel zurück und dachte einen Augenblick nach, öffnete dann ein verborgenes Fach seines Schreibtisches und holte eine sorgfältig mit einem Bindfaden zusammengeheftete Rolle hervor, glättete sie und legte sie vor sich auf den Tisch. Die Eingangsworte: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes," so wie die an der Außenseite angebrachte Ueberschrift zeigten, daß es eine letztwillige Anordnung war, die er vor sich hatte; es war das Testament des Erzherzogs selbst. — Er las es durch, bis zu dem breiten leeren Raum, der unter seiner Namensfertigung noch übrig geblieben war, dann ergriff er eine Feder und schrieb das leer gebliebene Pergamentblatt voll bis zum Rande und fügte seine Unterschrift bei, —

es war das Codicill des Erzherzogs. — Als dies geschehen war, erhob er sich von seinem Sitz und durchschritt einigemale das Zimmer. Seine Stirne war sorgenfreier, die düster flammenden Augen strahlten voll Zufriedenheit.

Nachdem er seinen Umgang einigemale wiederholt hatte, blieb er plötzlich vor einem an der Wand hängenden Gemälde stehen.

Das Bild, dessen Original sich noch heutigen Tages in der „St. Georgenkirche" nächst Obermais befindet, stellte eine Geburt Christi dar. Die heilige Jungfrau war Catharina Rosenberg sprechend ähnlich, der Nährvater Jesu trug die Züge Caspar Rosenbergs und das Jesukindlein glich dem jungen Eckart, wie er als Kind aussah, wie ein Ei dem andern. Unter den heiligen Königen, welche gekommen waren, das Kind anzubeten, war der vorderst knieende ohne Zweifel Erzherzog Max, der hinterste aber der kunstsinnige Meister Melchior Stölzl selbst.

Der Deutschmeister blickte zu dem Gemälde empor, faßte das Jesukindlein, das ihn anzulächeln schien, in's Auge und sagte, als ob er mit den Personen des Bildes redete: „Nun hab' ich es nicht recht gemacht? Her mein Junge, Du lächelst mich dankbar an — nicht von Nöthen, ich wollte noch viel mehr thun, aber kann ich denn? Ist es meine Schuld, daß ich deutscher Herr und Großmeister obendrein

bin? Ich kann und darf Dir nicht meinen Namen geben, soll nicht einmal Alles, was ich besitze, auf Dich vererben; um so billiger ist es, daß ich so weit sorge, als es mir eben möglich ist.

Als der Erzherzog diese Apostrophe an die leblosen Personen in Bilde beendigt hatte, trat er wieder an den Schreibtisch, rollte das Pergament zusammen und verbarg es in derselben geheimen Lade, die er früher geöffnet hatte.

Er stand eben im Begriffe, eine mit Ziffern besäete Rechnung zu prüfen, als die Schloßuhr zwölf schlug und zugleich die Speiseglocke ertönte.

Der Prinz schob über die karg zugemessene, so flüchtige Zeit seufzend, die Rechnung unter andere Rechnungen und ging mit raschem Schritt nach dem Speisesaal.

Wie groß war sein Erstaunen, als sein Rath und Vertrauter Eustachius Westernach, den er in Mergentheim glaubte, leibhaftig vor ihm stand.

Westernach war so eben angelangt und hatte nicht einmal Zeit gehabt sich umzukleiden, dies die Ursache, warum man den Erzherzog nicht früher von der Ankunft seines Statthalters benachrichtigen konnte.

Der Erzherzog fragte verwundert, was seinen Rath so unerwartet herbeiführe?

Westernach sagte, indem er einen verlegenen Blick auf seine staubige Reisekleidung und einen zweiten auf die sich in Falten legende Stirne des Prinzen warf: „Ein na-

menloser Frevel ist es, der meine Schritte beflügelte und mich, wie Eure Durchlaucht sehen, in Reisekleidern hieherführt. — Das sehr vertrauungsvoll mitgetheilte Successionsgutachten ist in Jedermanns und also auch in den Händen der Feinde Oesterreichs.

Der Erzherzog erblaßte, bezwang sich aber und befahl seinem Rath mit erkünstelter Ruhe, fortzufahren.

Westernach gehorchte den Wunsch seines Herrn und fuhr fort: „In Heidelberg und Dresden wurde eine Abschrift dieses Actenstückes gleichzeitig gelesen und verbreitet. Mir kam über Regensburg die sächsische Warnung zugleich mit der Kunde zu, daß eine Abschrift an den Hof Moritz von Hessen und an die anhaltischen Höfe abgegangen sei. Selbst Brandenburg soll in das Geheimniß gezogen sein."

„Und was denkt Ihr von diesem Vorgang?" fragte Max, nachdem Westernach seinen Vortrag geendet hatte.

„Was ich davon denke?" entgegnete der deutsche Herr, „ich denke, daß ein großes Verbrechen begangen worden ist, man hat Eurem Courier aufgelauert, ihn erschlagen, die Papiere abgenommen — Gott weiß, was Alles! — Wozu wären aber auch die Protestantischen nicht fähig?"

„Nicht doch!" versetzte der Erzherzog, noch immer lächelnd, „der Courier ist zurückgekehrt."

„So hat er das Actenstück unterschlagen, verkauft."

„Eben so wenig, denn er brachte die eigenhändige Bestätigung des Cabinetsdirectors mit."

„Vielleicht ist die Bestätigung falsch."

„Ach Gott nein, ich kenne die Handschrift Melchior Khlesls aus den vielen Empfangsbestätigungen und Danksagungen — er hatte Ursache dazu — die ich von ihm in der Hand habe."

„Dann muß mit Euer Durchlaucht Erlaubniß der Teufel im Spiele sein."

„Ja wohl der Teufel, obgleich ohne meine Erlaubniß," entgegnete der Erzherzog, indem er auf jedes Wort besondern Nachdruck legte, „aber der Teufel in Cardinalspurpur gehüllt, der Teufel der Hochfahrt und des Neides. — Der Protestant, welcher meinem Courier auflauerte und ihm die Papiere abnahm, ist, so wahr mir Gott helfe, der Cardinal selbst.

Ich wollte mich indeß der ganzen verlorenen Mühe getrösten," fuhr er fort, indem er eine plötzliche Heiterkeit affectirte, „wenn ich ihn nur gehängt wüßte, diesen lumpigen Cardinal, diesen eckelhaften Pfaffen, welcher die Sache Oesterreichs an seine natürlichen Feinde verräth. — O er weiß recht wohl, was er thut, der ehrenwerthe Cabinetsdirector meines kaiserlichen Bruders, — weil mein Rath gut ist, müssen alle Widersacher unseres Hauses dagegen sein, das wittert der alte Fuchs und darum wirft er mein Schreiben als Köder aus. Sie werden über Prä-

judicirung klagen, dem Kaiser so viele Schwierigkeiten in den Weg legen, bis ihm der Cardinal, den Gott verdammen möge, im gelegenen Zeitpunkt sagen wird: „Es geht wahrlich nicht, Eure Majestät, die Unmöglichkeit liegt vor Augen, lassen wir die Erbfolgeordnung Gott über und regieren wir ruhig fort, so lange wir leben.

Ich habe dem Mann nie recht getraut und meinem Vetter deshalb gerathen, den käuflichen Pfaffen in Sold zu nehmen. So lange die vierhundert Gulden meines Vetters für Khlesl eine namhafte Summe waren, bestrebte er sich auch, sie redlich zu verdienen; seit er das Vierzigfache bezieht, streicht er zwar auch die Paar Gulden ein, um die er als Passauer Official sollicitirte, aber glaubt, daß ein Mann in seinen Würden nicht mehr dankbar zu sein brauche. Dankbar! der Kirchenfürst und Cabinetsdirector meint ja im Gegentheil, daß wir arme Erzherzoge ihm für die Luft danken sollen, die er uns zu athmen gönnt.

Er hat meinen Bruder zum Krieg gegen den höchst seligen Kaiser gedrängt, Ihr meint vielleicht, zum Frommen des Reiches oder zum Nutzen meines Bruders? Weit gefehlt, er hat dieses Alles nur dem Ehrgeiz des biedern Melchior Khlesl zu Gefallen gethan, dem das Erzherzogthum Oesterreich für seine Herrschsucht zu klein war.

Der alte Heuchler bedurfte eines Kaiserthums, um nach seinem Willen tyrannisiren zu können. Er hat nach seiner Laune alle Kronen auf das Haupt seines Herrn

gebracht; nun wird er aber, wie der geizige Mann in der Fabel, mißtrauisch und furchtsam und glaubt seinen Schatz nicht genug hüten zu können. Er besorgt, der gesetzmäßige Nachfolger des Kaisers könnte nicht der gehorsame Diener des despotischen Regimentes sein, wie mein Bruder, und seiner Herrschaft ein Ende machen, darum soll die Erbfolge nicht geregelt werden — vielleicht denkt der alte Fuchs, findet sich im Lauf der Zeit eine fügsamere Persönlichkeit, als unser glaubenseifriger Vetter, vielleicht findet sich ein unerfahrener Jüngling, der sich ihm, dem allmächtigen, allwissenden Minister in die Arme wirft, ein solcher Nachfolger wäre ihm nun freilich willkommen; vielleicht geht er auch noch mit weit schändlicheren Plänen um, ich traue ihm Alles zu und die ausgesprochene Ansicht, daß ja noch Hoffnung auf Leibeserben vorhanden sei, deutet darauf hin.

Wäre der Mann nicht Mitglied des Cardinalscollegiums und geweihter Priester, er müßte mir so hoch baumeln, als nur je ein Reichsverräther baumelte."

Der Erzherzog hatte sich so in den Zorn hinein geredet, daß seine sonst ziemlich farblosen Wangen dunkelroth glühten. Er, der keinen Widerspruch zu ertragen vermochte, war plötzlich auf ungeahnte Hindernisse gestoßen, sah seinen Lieblingsplan durchkreuzt und sich einem Mann gegenüber, welcher durch die Huld des Kaisers und seinen geistlichen Charakter gewissermaßen kugelfest schien.

Der Erzherzog vermochte, leidenschaftlich erregt, wie er war, keinen Bissen zu sich zu nehmen. Er befahl sein Pferd zu satteln, öffnete die Thüre zur Hälfte, die in das Apartement der Frau von Rosenberg führte und rief mit gedämpfter Stimme: „Lebewohl, Catharina!" dann schloß er sich mit Eckart eine halbe Viertelstunde ein. Niemand erfuhr je, was Vater und Sohn znsammen gesprochen, wahrscheinlich war es eine väterliche Lehre, die Max dem jungen Mann zum Abschied vom Elternhaus geben zu müssen glaubte. Daß er ihm, wenn wir richtig gerathen, anempfahl, dem Glauben seiner Väter getreu zu bleiben und den erleuchteten Vätern der Gesellschaft blindlings zu folgen, dürfte außer Zweifel sein. An der Schwelle wandte sich der Erzherzog nochmals um, drückte Eckarts Hand und sagte: „Auf Wiedersehen, so Gott will! Wie ich höre, kommen die Stauderischen Knechte nächstens nach Wien, dort kannst Du am bequemsten zu ihnen stoßeu, denn der Krieg mit Venedig ist zu Ende und Obrist Stauder beauftragt, dem Kaiser mündlichen Bericht über die einzelnen Kriegsaffairen zu erstatten. Bis dahin magst Du Dich noch mit Frau von Rosenberg letzen."

Eckart küßte seines Vaters Hand und begleitete ihn bis auf den Hausflur, dort schwangen sich die beiden Männer Max und Westernach zu Pferde und sprengten auf dem Weg nach Innsbruck fort.

III. Capitel.

Wie Cardinal Khlesl sich bei den Himmelspförtnerinnen Träume bestellt.

Es war spät am Abend eines naßkalten Februartages, als ein ältlicher Herr, dessen Kleidung, obwohl sauber und rein, doch bis auf einen schmalen violetten Streifen um den Hals nichts Auffallendes an sich hatte, an der Thüre des Himmelpfortklosters leise pochte.

Als man ihm nicht gleich öffnete, schien er unwillig zu werden, stampfte ungeduldig den Boden und schlug mit dem elfenbeinenen Knopf seines Stockes nochmals, jedoch heftiger an die Pforte. — Endlich knarrte die Thür in ihren schweren eisernen Angeln und ließ eine streng verhüllte Nonne beim Schein einer düster brennenden Kiehnfackel erkennen, welche den Dienst einer Pförtnerin versah. Die würdige Schwester erschrack, als sie

des ältlichen Herrn ansichtig wurde, ließ den Schlüssel aus Ueberraschung zur Erde fallen und stammelte eine unverständliche Entschuldigung, daß sie den Besuch so lange warten lassen.

Der ältliche Herr sah mürrisch darein, würdigte sie kaum eines leichten Kopfnickens und schritt an ihr rascher vorüber, als man von der anscheinenden Preßhaftigkeit des Mannes hätte vermuthen sollen.

Unbekümmert um Klosterregel und Clausur durchschritt er die Räumlichkeiten des Klosters. Erst vor einer der letzten Zellen hielt er an, schöpfte tief Athem und neigte sein Ohr gegen die Thüre. Im Innern las Jemand laut aus dem Evangelium; die Stimme der Leserin war wohltönend, und der Horcher an der Thüre schien mit dieser Anwendung der Zeit wohl zufrieden, so daß sich die gefurchte Stirne glättete und das ganze Antlitz den Charakter väterlicher Zufriedenheit annahm. Er öffnete nun rasch die Thüre und stand vor einem Frauenzimmer, das wohl schon die erste Jugend hinter sich hatte, aber noch immer als ungewöhnlich schön gelten konnte. Selbst das rauhe Nonnenhabit vermochte den feinen eleganten Wuchs, welcher die ganze Gestalt auszeichnete, nicht völlig zu verbergen, und das weiße Tuch, welches das Gesicht, wie ein bleicher Rahmen einschloß, konnte den Strahl des großen mandelförmig geschnittenen Auges nicht vermindern.

Die Nonne schien beim Anblick des Greises, denn für einen solchen konnte Khlesl, obgleich er noch nicht im Greisenalter stand, vermöge der glücklich affectirten Gebrechlichkeit gelten, herzliche Freude zu empfinden; sie erhob sich rasch von ihrem Sitz, eilte ihm entgegen, öffnete ihre Arme, besann sich aber sogleich eines Besseren, ließ jene wieder sinken und ergriff dafür die Hand des alten Mannes und küßte sie. „Wie befindet sich Euer Eminenz?“ lispelte sie dann und blickte den Alten fragend an.

„Wie es einem gichtischen armen alten Mann, den Gott mit so vielem Jammer heimgesucht, gehen kann. Ja meine theuere Eva-Rosine, Gott hat Deinem armen Oheim eine schwere Last aufgelegt; um wie viel glücklicher bist Du hier hinter diesen schützenden Mauern in glücklicher Vergessenheit, denn ich, welchen die halbe Welt beneidet, während ich doch wahrhaft Mitleid verdiene. Euer Klosterknecht ist beneidenswerther als ich. Er ist stark und gesund und hat um zu leben.“

„Eure Eminenz scherzen wohl?“ erwiederte Eva-Rosine schüchtern. „Wie sollte auch der erste Mann nach dem Kaiser sich ernsthaft mit einem geringen Knecht vergleichen mögen?“

„Das thue ich und zwar alles Ernstes!“ entgegnete der Cardinal. „Auf mir ruht die ganze Bürde einer mühseligen, beschwerlichen Regierung. Meine Haare beginnen sich zu bleichen und ich werde müd, sterbensmüd;

dabei bin ich arm geblieben, wie Hiob. Die Majestäten von Deutschland und Spanien glauben mit freundlichem Lächeln und leeren Titeln die treuesten Dienste abzulohnen, die Ruhe einsam durchwachter Nächte hinreichend zu ersetzen — nun Gott vergeb' es ihnen. Ich aber hätte geglaubt, daß ich alter Mann wenigstens die Aussicht auf ein sorgenloses Ende an ihnen verdient hätte, allein die großen Herren sehen wohl mit Vergnügen, daß man ihnen redlich dient, nur mögen sie von keinem Dank wissen, der ihnen etwas kostet."

Die Nonne versetzte: „Würde mich Eure Eminenz für undankbar halten, wenn ich es wagte, auf das Evangelium hinzuweisen, wo in einem herrlichen Gleichniß von den Vögeln des Waldes und den Lilien des Feldes die Rede ist, welche auch nicht für ihre Nahrung und Kleidung besorgt sind, und denen doch Beides der himmlische Vater reichlich gewährt."

„Bleib mir mit Deinen Vögeln und Blumen vom Leibe," sprach Khlesl in zorniger Aufwallung. „Sehe ich etwa aus wie ein Buchfink oder Gänseblümchen? Nein, liebe Eva-Rosine, von diesen Dingen verstehst Du nichts. So wenig sich Dein Horasingen und Psalmodiren mit meinem Tagewerk vergleicht, so wenig habe ich auch mit den Feldlilien gemein; ich bin ein geplagter Herr, dabei bleibt es. Es war übrigens nicht der Zweck meiner Hieherkunft, solcher Dinge halber mit Dir zu

rechten; ich will Dir vielmehr einen Anschlag geben, wie Du mir Deine so oft versicherte Dankbarkeit bezeugen kannst. Du weißt, daß Du mir Alles, was Du bist und hast, schuldest, daß dieses Kloster selbst Dich einst seine Aebtissin nennen wird, und daß Du jetzt schon, obgleich die jüngste Nonne des Stiftes, mehr vermagst, als die hochwürdige Mutter selbst. Willst Du mir nun zu Diensten sein, wenn ich Dir eine Gelegenheit zur Dankbarkeit gebe?"

„Ach wenn es nur wahr wäre, gnädiger Oheim, es wäre der schönste Tag meines Lebens," erwiederte das Mädchen aufrichtig.

Der Cardinal schmunzelte leicht bei dieser Versicherung und fuhr fort: „Im Lauf der Woche, vielleicht schon nächster Tage wird die Kaiserin das Kloster zur Himmelpforte mit ihrem Besuche beehren, und ohne Zweifel mit der Nichte des alten Khlesl einige Worte reden. Das ist der Augenblick, da Du Deinem armen Oheim einen Theil der Sorgen zurückerstatten kannst, die er seit Deiner Geburt für Dich hegte. Erinnere die kaiserliche Frau an die Ergebenheit Deines Onkels und vertraue es ihr als Geheimniß an, daß der alte Khlesl um eine Gnadenzulage von jährlichen tausend Goldgulden bittlich geworden sei. Versprich ihre Verwendung mit jungfräulichen Gebeten zu vergelten und ihr namentlich von der allerreinsten Gottesmutter einen Erben, verstehst Du mich,

einen männlichen Leibeserben zu erflehen." — Der Cardinal schwieg hier einen Augenblick, fuhr aber gleich darauf, als wäre ein plötzlicher Gedanke in ihm aufgetaucht, fort: „In der That wäre es ein gewaltiger Gottessegen für die ganze Christenheit, wenn die Ehe des frommen Herrscherpaares vom Himmel gesegnet würde. Ich sage Dir, Eva-Rosine, Du kannst vielleicht mehr Gutes wirken, als Du Dir jetzt in Deiner stillen Zelle träumen läßt. Es wäre schon etwas, wenn ich endlich das armselige Geld, das ich doch zehnmal um das Kaiserhaus verdient habe, erlangte — des Klosters Schaden würde es übrigens auch nicht sein. Wenn es aber ferner Deinen und der würdigen Schwestern inbrünstigen Gebeten gelänge, dem Kaiserpaar einen Erben zuwege zu bringen, so wäre dies verdienstlicher als Alles, was ich selbst bisher gethan. Das hieße die Zudringlichkeit der Einen und der Anderen gleich kräftig zurückweisen, und wäre der köstlichste Sieg über die Feinde des Kaisers und Deines Onkels dies- und jenseits der Alpen; also liebes Kind, bitte und bete, und Gott wird Dich erhören, dann wird auch Dein Onkel ruhiger schlafen können, und dieser ruhige Schlaf eines Greises Dein Verdienst sein."

Eva-Rosine schlug ihre großen Augen verwundert gegen den Cardinal auf und begnügte sich, ihm zu antworten: „Fasse ich Eure Eminenz auch nicht ganz, so will ich doch buchstäblich thun, was Ihr von mir begehrt —

ich will die Fürsprache Ihrer Majestät wegen der tausend Goldgulden nachsuchen und sie so lange bitten, bis ich ihre Zusage erlangt habe."

Khlesl lächelte zufrieden und bedeutete der Nonne, als sie hier inne hielt, fortzufahren.

„Hernach? —"

„Will ich," fuhr Eva fort, „Gott mit den Chorschwestern fleißig bitten, daß er das erhabene Kaiserpaar mit einem Leibeserben beschenken möge."

„Gut, meine Tochter," entgegnete Khlesl, und schickte sich zum Fortgehen an. Plötzlich, als er die Schwelle bereits überschritten hatte, kehrte er nochmals um und flüsterte mehr als er sprach, seiner Nichte folgende Worte zu: „Ich denke, liebe Nichte, daß es, Alles wohl überlegt, besser sein würde, Du ließest Dir von einem herrlichen Kaiserkind träumen und erzähltest Ihrer Majestät den Traum. Daran ist wohl nichts Außerordentliches, und ich möchte darauf wetten, daß unser Zwiegespräch Deinen Geist so sehr beschäftigen wird, daß ein solcher Traum nicht wohl ausbleiben kann. Nicht wahr, liebe Eva-Rosine, so wird es kommen?"

„Eurer Eminenz Scharfsinn und Voraussicht kennt keine Gränzen," erwiederte die Nonne.

Als der Cardinal zu erwarten schien, daß sie noch etwas Weiteres sagen würde, setzte sie nach einer Pause hinzu: „Es wird mir ohne Zweifel eine derlei Erscheinung

werden. Ein gekröntes Kind mit den österreichischen Farben angethan, wird vom Himmel in die Arme der Kaiserin niedergeführt werden, und diesen Traum —"

„Nicht doch Traum," fiel hier der Cardinal ein, „diese Erscheinung, sagtest Du ja soeben."

„Also diese Erscheinung," nahm Eva das Wort, „werde ich der Kaiserin pflichtschuldigst mittheilen."

„Recht so, mein Kind," sprach der geistliche Oheim und drückte, gleichsam zur Belohnung der leichten Fassungskraft, die er bei seiner Nichte angetroffen, einen Kuß auf ihre Stirne.

IV. Capitel.

Traumdeutungen ohne Traumbuch, deren Richtigkeit eine dritte Person, an die Niemand denkt, zu erproben Lust hat.

Wenige Tage darauf rasselte eine schwere, mit Gold reich verzierte Hofkutsche zum Thor des Himmelpfortklosters heran.

Das Klosterthor that sich weit auf und an der Schwelle erschien die etwas beleibte Aebtissin des frommen Hauses, Victoria Haizenberger oder dem Gebrauch jener Zeit gemäß Haizenbergerin genannt. Auf ihrem mehr als üppigen Busen baumelte ein massives goldenes Kreuz und ihren je kürzeren desto dickeren Zeigefinger umspannte ein gewaltiger Ring. Das flachsblonde Haar hing tief in die niedrige Stirne, deren Rest von dem weißen Kopftuch völlig versteckt wurde; ein kleines Stumpfnäschen, das zwischen fettglänzenden wohlgefärbten Wangen hervorquoll

und kleine etwas matte graue Augen vollendeten das Bild der hochwürdigen Mutter, die zwischen den beiden Schwestern Victoria, Eva-Rosinens Klostername, und Elisabeth Breuner daher watschelte.

Die kleine Gestalt der Klostervorsteherin war um so auffälliger, als ihre Begleiterinnen sie mindestens um einen Kopf überragten und bei Weitem die bestgewachsenen und hübschesten Nonnen des ganzen Conventes waren. Die Nichte des Cardinals zeichnete sich durch strenge Ebenmäßigkeit der Formen aus und hätte jeden Bildern zu einem Modell der Schild- und Schwertbewehrten Tritogeneia dienen können, während Schwester Elisabeths Züge eine Weichheit und südlichen Schmelz athmeten, die sie weit eher für das Familienleben, als die Abgeschlossenheit des Klosters bestimmt erscheinen ließen.

Als der Wagen still stand, sprangen zwei Lakaien von ihrem Sitz herunter und öffneten den Kutschenschlag, dem sich langsam und äußerst mühevoll eine hochgewachsene, sehr corpulente Frau, welche in den Vierzigen stehen mochte, in der That aber erst acht und dreißig Jahre zählte, entwand.

Die Frau trug ein Diadem von Perlen und Diamanten im Haar, Brust und Schultern waren stark entblößt, der unförmliche Körper steckte in einem sackähnlichen Kleid aus Silberstoff, dem kleine blaue Blümchen eingewirkt waren.

Diese Frau war die Gemahlin Mathias, die Kaiserin Anna. Ihr folgte eine ältere Dame, die gleichwohl um einige Jahre jünger aussah — Elisabeth Freifrau von Khuen, die Schwester des berüchtigten oder berühmten Grafen Thurn, der damals eben des Burggrafen-Amtes von Karlstein entsetzt und dadurch tödtlich beleidigt worden war.

Als die Kaiserin den Wagen verlassen hatte, blieb sie einen Augenblick stehen und holte tief Athem, dann schritt sie oder schleppte sich vielmehr auf die hochwürdigste Mutter und Schwester Victoria gestützt in das Refectorium des Klosters; Frau von Khuen folgte mit zwei schweren Gebetbüchern unter dem Arm ihrer erhabenen Gebieterin nach.

Im Refectorium angelangt, ließ sich die Kaiserin, von ihrer Kammerfrau unterstützt, auf einen grünsammtenen Betschemel nieder, der vor einer Marienstatue angebracht war. Als sie dort eine Viertelstunde inbrünstig gebetet hatte und in Begriff stand sich zu erheben, fiel ihr Blick auf einen frischen Kranz, welcher um das Haupt der Gnadenreichen geschlungen war.

Die Kaiserin flüsterte der hinter ihr knieenden Dame einige Worte zu, auf welche sich Frau von Khuen emporrichtete und zur Klosteroberin gewandt sagte: „Ihre Majestät die Kaiserin, unwissend, daß irgend ein hohes Marienfest in diesem Monat falle, wünscht den Grund kennen

zu lernen, weshalb die Statue der allerheiligsten Jungfrau mit einem frischen Kranz geschmückt worden sei."

Die Aebtissin beeilte sich mit einem tiefen Knix und schalkhaft sein sollenden Lächeln zu antworten: „Das mag Ihrer Majestät Schwester Victoria deuten, welche vor uns Allen mit mancherlei Gesichten begnadigt ist."

Als die Kaiserin auf die Nichte des Cardinals aufmerksam gemacht, sich an Victoria wandte, trat diese vor und hub, ohne ihre Stimme zu ändern oder die geringste Verlegenheit zu verrathen, ihre Erzählung folgendermaßen an:

„Es war in der Nacht von Montag auf den Dienstag; ich hatte mein Gebet verrichtet und meine Seele Gott empfohlen, als mir im Traum die allerheiligste Jungfrau Maria erschien, ganz so wie sie am Hochaltar unseres Kirchleins abgebildet ist. Von ihren Schultern floß ein blauer Mantel und auf dem Haupte saß ihr eine goldene Krone, die von Edelsteinen so hell flimmerte, daß meine Augen ihren Glanz nicht zu ertragen vermochten. Die Heilige trat ganz nahe an mein Lager und sprach mit wundervoll sanfter Stimme, indem sie mich mit einem Lilienstengel, den sie in der Rechten trug, leicht berührte:

„Eva Rosine! Eva Rosine!" Gewöhnt, mich stets bei meinem Klosternamen Victoria rufen zu hören, hatte ich darauf nicht Acht, aber die Gottesmutter fuhr fort: „Freue Dich, Du gottgeweihtes Kind, mit mir und den En-

geln im Himmel, denn es wird ein mächtiger Glaubensheld erstehen, welcher die Feinde meines Namens unter die Füße treten wird." Da merkte ich erst, daß die seligste Jungfrau Maria zu mir unwürdigem Geschöpf spräche; ich schlug an die Brust und senkte den Blick, die Mutter des Herrn sprach aber weiter: „Dieser von Gott erweckte Held wird einst die Kaiserkrone tragen und aus dem Hause meines treuen Dieners Rudolf abstammen. Gehe hin, meine Tochter, und verkündige Allen, die es hören wollen, daß Gott seine Kirche nicht verläßt und St. Petri Schiff, welches die Kirche bedeutet, von meinem göttlichen Sohn durch Sturm und Wellen gesteuert wird." — Ich wollte der seligsten Jungfrau zu Füßen stürzen, aber diese war im gleichen Augenblick sammt dem blendenden Glanz spurlos verschwunden; Alles war still um mich her, finstere Nacht umgab mich, ich schlief unter einem Dankgebet wieder ein. Ich habe auf das Andrängen meiner Mitschwestern, welche die Stimme der Gottesgebärerin vernommen und somit an meinem Gesicht Theil gehabt haben wollen, die mir gewordene Erscheinung der hochwürdigsten Mutter mitgetheilt. Die Hochwürdige befahl, die Mariensäule zu bekränzen, die geweihten Wachskerzen anzuzünden und eine besondere Andacht zu verrichten. Dieser Befehl wurde augenblicklich in Vollzug gesetzt. Das ist ohne Zusatz oder Hinwegnahme Alles, was sich zugetragen."

Die Kaiserin schien durch die schlichte Erzählung der Nonne sichtbar bewegt, der Chor der Nonnen im Gegensatz davon völlig enttäuscht.

Frau Haizenberger empfand in Folge der inneren Aufregung beschwerliche Hitze im Kopf und versuchte es die brennenden Wangen mit Zuhülfnahme ihrer fetten sich etwas feucht anfühlenden Hände abzukühlen. Der Versuch mißlang und das Gesicht der würdigen Mutter glich, nachdem sie ihre Händekraft lossinken gelassen, einem Conglomerat von gesottenen Schalthieren, aus welchen die Gattung der Krebse den hervorragenden Platz einnahm. Dieselbe Farbe theilte sich dem Antlitz eines hageren Bettelmönches mit, welcher in der Eigenschaft eines Klosterbeichtigers freien Zutritt hatte und sich in diesem wichtigen Augenblick als Trost und Hort an die Seite der Oberin gestellt hatte.

Victoria Haizenberger blickte den Kapuziner so schmerzhaft und hülfeflehend an, daß der wohlehrwürdige Pater Procopius der rührenden Gestalt der Oberin nicht länger widerstehen konnte; er, der schon seit dem Dienstagmorgen mit im Geheimniß Khuens und der Hochwürdigen war, trat näher auf die Kaiserin zu und sagte mit dem sanftesten Ausdruck, den er seiner Stimme zu geben vermochte, indem er sich halb an die Erzählerin, halb an die Majestät wandte: „Schwester Victoria dürfte durch die Anwesenheit der hohen Schutzfrau des Klosters au-

ßer Fassung gebracht, vielleicht einige Umstände vergessen haben, die mir wenigstens gestern Morgens mitgetheilt worden. Hat die gebenedeite Jungfrau nicht ausdrücklich geoffenbaret, daß der erwähnte Glaubensheld ein Sohn des dermalen regierenden Kaisers und seiner erlauchten Gemahlin sein werde? Hat sie nicht insbesondere Ihre kaiserliche Majestät als die Mutter des Wunderkindes bezeichnet?" Zornröthe übergoß bei den Worten des Kapuziners die Wangen der Nonne und sie antwortete, indem sie ihre Stimme gewaltsam zu dämpfen suchte, so daß sie zwar der Mönch, nicht aber auch die Kaiserin verstehen konnte: „Nein, das hat die gebenedeite Jungfrau bei meinem Seelenheile nicht gesagt." Dann wandte sie sich trotz der vorwurfsvollen Blicke Victoria Haizenberger's und der drohenden Mienen Procops an die Kaiserin und sagte: „Was ich erzählt, ist Alles, dessen ich mich entsinnen kann, und die Deutung Gott bekannt, oder denjenigen, welchen Gott die Gabe der Auslegung anvertraut."

„Richtig geurtheilt," erwiderte Procopius mit erzwungenem Lächeln, indem er die letzte Stirnrunzel zu glätten strebte. „Ihr sagt, die Deutung sei Gott, oder welchem Gott die Gabe der Auslegung anvertraute. Wem ist nun aber diese Gabe auf das Feierlichste übertragen worden, als uns Dienern Gottes. Alles Heilige und Göttliche kann nur durch unsern Mund erklärt werden. Hier die Probe: Es ist mir so klar, wie das Sonnenlicht, daß

die hochselige Jungfrau niemand Anders meinen und bezeichnen konnte, als das erhabene Kaiserpaar. Ist Kaiser Mathias nicht aus dem Hause Rudolph's und würde nicht der Sproß seiner Lenden einst die Kaiserkrone tragen? Freut Euch, fromme Seelen, wie es im Liede heißt, freut Euch, die Mutter des künftigen Kaisers, des mächtigen Helden, des Ketzervertilgers, freut Euch.

Die Nonnen verbeugten sich, als Pater Procopius mit seiner Rede zu Ende war, tief vor der Kaiserin; am allertiefsten, so daß sie fast in den Boden versank, die würdige Oberin und kaum merklich die Jungfrau Victoria Khlesl; dann stimmten sie wie auf plötzliche Eingebung, in der That aber auf einen Wink des Bettelmönchs das „Te Deum laudamus" an, während sich Schwester Victoria unbemerkt von der Gruppe wegschlich.

Die Kaiserin selbst, deren sehnlichster Wunsch es seit ihrer Vermählung war, Kinder zu erhalten, wurde purpurroth, Thränen traten ihr in die Augen, endlich sank sie still weinend, ihrer nicht mehr mächtig, auf den grünsammtenen Betschemel nieder und benetzte das Kreuzesholz, das unter der Statue hing, mit den Freudezähren, welche ihr die bevorstehende Erfüllung eines fast schon aufgegebenen Herzenswunsches entlockten.

Als sie ihr Gebet beendigt hatte, ließ sie die Nonnen abtreten und verlangte nochmals nach Victoria; diese aber

blieb verschwunden und konnte weder in ihrer Zelle, noch im Garten oder Speisesaal angetroffen werden.

Die Kaiserin, welche an die Vision der Nonne in dem Sinne glaubte, welcher Pater Procop unterschoben hatte, wollte sich die nähern Umstände der Erscheinung nochmals von Schwester Victoria erzählen lassen, um ihre freudige Zuversicht auf's Neue zu stärken.

Die Nichte des Cardinals wollte dagegen um keinen Preis einen Schritt über jene Linie hinaus gehen, mit welcher ihr Gewissen den frommen Betrug umgränzt hatte.

Als die Kaiserin an der Wiederkehr Victoria's zweifelnd sich zum Fortgehen entschloß, übergab ihr die Pförtnerin unter dem Vorwande, daß das Papier aus den Gebetbuch entfallen sein müsse, ein zusammengefaltetes Blatt. Die Kaiserin legte es, ohne sich weiter darum zu bekümmern, in ihr Buch und stieg, auf die Arme zweier Nonnen gestützt, die Stiege hinab.

In der Vorhalle unterhielten sich indessen Kutscher und Lakaien mit der Laienschwester, die ihnen Brot und Wein brachte.

Ganz verschieden von Victoria's Erzählung lautete die Mittheilung der guten Eusebia. Sie behauptete, die Mutter Gottes habe ein Kind an der Hand geführt, das wunderschön von Angesicht, gleichwohl dem Kaiser Mathias sprechend ähnlich gewesen sei, dieses Kind habe der Jungfrau Victoria ausdrücklich den Besuch seiner Mutter

der Kaiserin Anna verkündigt und hinzugesetzt: „Fürcht' Dich nicht, Victoria, denn ich werde die herrlichste Victorie über die Feinde des katholischen Glaubens erlangen, woferne Du aber daran Theil haben willst, so verkündige meine Ankunft."

Die Hofbedienten hörten der Laienschwester aufmerksam zu, schüttelten verwundert die Köpfe und brachten nichts Anderes hervor, als von Zeit zu Zeit ein „Hm, Hm" oder: „Ei, Ei" oder: „Was Ihr sagt?" Nur der Kutscher, ein alter Mann mit schneeweißem Haar, aber noch ganz wohl erhaltenen Zähnen, der einzige Kutscher, von dem sich die ängstliche Monarchin fahren ließ, dieser gute „Florian Strohmeier" entgegnete mit geheimnißvoller Wichtigkeit: „Man merkt, daß Art nicht von Art läßt, die Khleslin ist ganz wie der Khlesl, und wer den Papst zum Bruder hat, wird leicht Cardinal; nun hat aber die wohlehrwürdige Schwester Victoria einen Cardinalbischof zum Oheim; ist es da ein Wunder, wenn Heilige an ihr Bett kommen?

Eusebia begnügte sich dem Leibkutscher mit dem Finger zu drohen.

Die Folge dieser Unterredung war, daß wenige Stunden später der Kaiser und gesammte Hofstatt den Traum der Schwester Victoria kannte, wie ihn Pater Procop ausgedeutet, ganz Wien aber die Geschichte, wie sie Eusebia erzählt hatte.

Die Kaiserin hatte sich, von ihrer Kammerfrau begleitet, nach der Küche gewandt und dort einen Löffel Suppe zu sich genommen. Beim Fortgehen gab sie der Freiin von Khuen einen Wink, diese zog eine Perlenschnur aus dem Beutel und überreichte sie der Kaiserin. Die Monarchin wandte sich an die dicke kleine Aebtissin und sprach: Diese Perlenschnur weihe ich der allerseligsten Jungfrau, die meine Thränen, deren Symbol ja die Perlen sind, huldreich getrocknet hat. Der würdige Pater soll aber sieben heilige Messen — ich habe auf die Siebenzahl nun einmal mein Vertrauen — für die Erfüllung eines geheimen Wunsches am Hochaltar lesen und sich wegen des Meßgeldes an Max Trautmannsdorf wenden, der meine kleinen Ausgaben besorgt.

Frau Haizenberger und ihre frommen Schäfchen knixten noch lange, nachdem die kaiserliche Kutsche davongerollt war.

Als Schwester Victoria in ihre Zelle zurückzukehren im Begriffe stand, vernahm sie ganz an Ende des langen dunklen Corridors ein unterdrücktes Weinen. Die Nichte des Cardinals, welche zwar die ganze Festigkeit ihres Oheims besaß, ohne jedoch die Unzugänglichkeit seines Herzens, eilte nach der Stelle, von welcher diese traurigen Töne zu kommen schienen. Wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie dort die Novize Francisca Rappach zu den Füßen der Marienstatue knieen sah.

Francisca hatte ihr Antlitz verhüllt und weinte so bitterlich, daß sie das Herannahen der ihrer Strenge willen gefürchteten Schwester nicht bemerkte. Das Rauschen ihres Kleides machte die trauernde Novize aufmerksam; sie wandte sich rasch um und schrack heftig zusammen, als sie die Nichte des Cardinals erblickte.

Sie folgte der ersten Regung der Besorgniß und Angst und faltete ihre schönen weißen Hände zur Bitte: „Um Gottes Willen kein Wort davon, daß Ihr mich weinen gesehen, sonst dürfte ich das Kloster nicht mehr verlassen.“

Diese unvorsichtig gesprochenen Worte erregten erst die Aufmerksamkeit der Nonne.

Francisca befand sich noch nicht lange im Himmelpfortkloster und genoß während ihres Noviziates einige Freiheiten, die sonst mit der Klosterregel nicht wohl verträglich waren. Sie durfte von Zeit zu Zeit das Kloster verlassen, um eine alte kränkliche Dame zu besuchen oder irgend der Abendandacht eines Lieblingsheiligen beizuwohnen. Die Aebtissin gestattete diese Freiheiten um so lieber, als Fräulein von Rappach ein Schützling der Gräfin Khuen, Khlesls vertrauter Freundin war. Da Francisca an religiösem Eifer keiner Novize oder wirklichen Klosterfrau nachstand, auch eine Herzensfreudigkeit offenbarte, wie sie bei jugendlichen Personen, die in ein Kloster eingeschlossen wurden, selten vorzukommen

pflegt, so sah die Oberin bei der zeitweiligen Entfernung Francisca's nichts Gefährliches.

Diese Möglichkeit, das Kloster bisweilen verlassen zu dürfen, mußte für die Novize von außerordentlichem Werth sein, denn ihre einzige Befürchtung, als sie weinend betroffen wurde, war, daß man ihr jene Erlaubniß entziehen könnte.

Schwester Victoria ahnte sogleich, daß zwischen den heißen Thränen, deren Spur noch auf dem kalten Stein sichtbar war, und den häufigen Besuchen, welche Francisca ihrer Tante abstattete, irgend eine geheime Beziehung obwalten müsse. Sie selbst hatte der Oberin die zu weit getriebene Nachsicht widerrathen, aber doch auch nicht der armen Novize diese Erheiterung gänzlich entziehen wollen; sie warf nun einen jener durchdringenden Blicke auf das schöne, aber bleiche Gesicht der Novize, wie sie nur wenige und in der Regel überlegene weibliche Geschöpfe in der Gewalt haben. Die Novize senkte ihre dunklen Augen vor diesem Blick und stammelte kaum hörbar: „Ich bin sehr unglücklich!"

Diese im Tone des tiefsten Schmerzes, und der festesten Ueberzeugung hervorgebrachten Worte entwaffneten die Nonne; das mitleidige Weib trat an die Stelle der Gott geweihten Braut.

„Kommt auf meine Zelle," war zwar Alles, was Victoria sagte, sie sagte es aber in so tröstlicher Weise

und bemächtigte sich so liebevoll ihres Armes, daß die für stolz gehaltene Novize, noch ehe es Victoria verhindern konnte, einen Kuß auf ihre Hand gedrückt hatte.

Victoria's Zelle war ein schmales, niedriges Stübchen, das wohl eher jeden anderen Gedanken, als den klösterlicher Askese aufkommen ließ; das vergitterte Fenster, an welchem sich Bohnen und wilder Wein hinanschlängelten, ging nach dem mit einigen Bäumen und vielen Salatbeeten bestellten Klosterhof. Die Wände waren mit zahlreichen Heiligenbildern geziert, während ein kleiner Altar, vor dem eine silberne Ampel ihr karges Licht auf das schimmernde Crucifix ausgoß, eine in der Wand angebrachte Nische ausfüllte. Der kleine Altar glich aber trotz der frühen Jahreszeit einem Blumenbeet, weiße langstielige Lilien und duftige Reseda, Goldlack und Geißblatt überhingen und umdufteten den silbernen Heiland, der mitten aus dem Pflanzengrün, bestrahlt von dem röthlichen Schein des Lämpchens, hervorblickte.

Dem Altar gegenüber stand die einfache kunstlose Ruhestätte Victoria's, aber die rosafarbenen Bänder, welche die Säume der Kissen zierten, die weißrothen Troddeln, welche von dem Deckraume niederhingen, das glänzende Weiß des Bettzeuges, das Alles in Verbindung mit dem kleinen Arbeitstisch, auf welchem ein Erbauungsbuch, umgeben von unzähligen Woll- und Seidenspulen, Stick- und Strickmustern lag, mit einem im Erker lehnenden

aufgezogenen Stickrahmen und einem musikalischen Instrument, endlich die ganze Stube, hatten einen unleugbaren Anstrich der Behaglichkeit; man fühlte beim Eintritt in diesen Raum, daß man nicht einer herz- und gemüthlosen Klosterschwester, sondern einem feingebildeten Frauengeist nahte.

Ein Theil jener Behaglichkeit, welche die Zelle athmete, schien sich der unglücklichen Novize mitzutheilen; ihre Thränen hörten zu fließen auf, und wie die Sonne sich hinter trüben Wolken hervorstiehlt und die an den Blumenkelchen noch hangenden nassen Diamanten wegküßt, so gesellte sich zu den noch blinkenden Thränen ein schwaches Lächeln.

Victoria wies dem Besuch einen Sitz neben sich an, und blickte der jüngeren Schwester in die Augen, als wollte sie sagen: Nun rede, ich bin bereit Dich zu hören. So faßte es wenigstens Francisca auf, denn sie begann unaufgefordert: „Nein, ich kann es nicht mehr länger allein tragen, ich muß und ich will reden. — Ich bin nicht würdig, unter einem Dach mit Euch zu leben, Schwester Victoria, nicht würdig, dieselbe Luft zu athmen, vor demselben Altar zu knieen und die Horas mit Euch reinen Bräuten des Himmels zu singen. Ich gehöre den finsteren Mächten an und bin für Gott und seine Engel verloren. — Ihr schaudert! — O Ihr habt das nicht vermuthet, daß ein so jugendliches Geschöpf, wie ich bin,

schon so gottverlassen und verdorben sein könne. Ich bin es, und wenn noch etwas Gutes an mir ist, so ist es meine tiefe Abneigung gegen jene eckle Heuchelei, die ich täglich üben muß."

Victoria ließ die Novize nicht weiter sprechen, sondern legte ihr sanft den Finger auf den Mund und erwiederte: „Ich schaudere nicht, aber ich entsetze mich über Eure wüsten Reden oder Ihr wollt mir einbilden, daß Ihr wirklich so schlecht und verloren, so gottverlassen und abtrünnig wäret, als Ihr vorgebt? So lange der Mensch weinen kann, ist er auch noch im Stande zu bereuen, und wenn er bereut, nun, so steht ihm auch die Rückkehr zu Gott und seinen lieben Heiligen offen."

„O, Ihr seid zu gut, Schwester Victoria, und Euere Güte verleitet Euch zu einem Fehlschluß. Ich sagte Euch, daß ich den finsteren Mächten verfallen sei, der Beweis dafür ist eben der traurige Umstand, daß ich nicht bereue, ja mich nach der Wiederholung meiner Vergehungen sehne."

Diese Worte unterbrach Victoria mit dem Zuruf: „Ihr seid verliebt?"

Dieses Wort färbte die bleichen Wangen der Novize; ein unheimliches Feuer glühte in ihren schwarzen Augen, sie legte ihre Hand auf das Herz, dessen fast vernehmbares Klopfen die Brust zue sprengen schien, dann versetzte sie im Ton einer Begeisterten: „Ihr habt es ge-

sagt, Ihr habt es selbst ausgesprochen, jenes Wort, das man innerhalb dieser Mauern niemals hören sollte; ja ich liebe und Gott im Himmel weiß es, wie! Er, der jeden Pulsschlag kennt, Er, der Herz und Nieren prüft, wie die Propheten sagten, Er weiß es, daß meine Liebe so grundlos tief ist, wie das Meer, so unbezähmbar wie der Waldstrom, welcher der von Gott und den Menschen gesetzten Hindernisse nicht achtet; so inbrünstig, wie die Gebete der Frommen, und so ewig, als der Menschengeist. Ich bereuen? Ich denke an ihn, wenn ich das Bild des Gekreuzigten betrachte, sein Andenken mischt sich in mein Gebet, seine Gestalt schwebt mir im Traume vor. Die Marienlieder wandeln sich in Liebeshymnen; meine Andacht ist eine stumme Liebesklage; Ihr seht also, daß man Einen lieben und reuelos sein kann."

Von der Größe dieser Leidenschaft hatte Schwester Victoria allerdings keine Ahnung gehabt; sie selbst, die gemüthsruhige Nonne, war nicht immer so völlig leidenschaftslos gewesen, sie hatte auch geliebt, und zwar waren es jene ersten Schwingungen der Leidenschaft, welcher man sich noch auf dem Sterbelager freundlich lächelnd erinnert. Ihr Onkel, der Cardinal, hatte zu seinem Bruder gesagt: „Georg, Du bist arm, Deine Tochter wird ihre liebe Noth haben, einen Mann zu bekommen, stecke sie in's Kloster und ich werde für sie sorgen, daß Du mit mir zufrieden sein sollst."

In jener Zeit kümmerte man sich sehr wenig um Standesberuf, Herzensneigung und alle jene Einwürfe, welche Kinder heutzutage mit aller Aussicht auf Erfolg den Plänen, welche die Eltern mit ihnen haben, entgegensetzen.

Vergebens erblaßte die sechszehnjährige Eva-Rosina, vergebens brachte sie ein heftiges Fieber an den Rand des Grabes, vergebens schlug der Vater Georg Khlesl selbst vor, die Tochter zurückzubehalten, Melchior lachte dazu auf eine Weise, welche dem Bruder peinlicher war, als wenn er ihm das Schlimmste gesagt hätte, und schloß mit den Worten: „Die Klosterleute werden in der Regel so alt wie der Stock am Eisen; das kommt von der Gemüthsruhe und Sorglosigkeit her; willst Du Deiner Eva-Rosine ein solches Loos bereiten, steht es in Deiner Hand, willst Du nicht, kann es mir auch recht sein, nur hat das Jüngferchen dann von mir keinen Pfennig zu hoffen.“

Dieses Lachen und der Beschluß trafen zu wohl, als daß Georg Khlesl nicht zur selben Stunde seiner Tochter das Ultimatissimum seines väterlichen Willens übergeben hätte. Nach drei Wochen war Eva-Rosine Novize im Himmelpfortkloster.

Damals war noch nicht die dicke, watschlige, seelengute Victoria Haitzenberger Vorsteherin des Klosters, sondern eine magere, fleischlose Frauensperson mit trockenen, blassen Lippen, pergamentartigen Wangen und heiserer Stimme, welche sich Grünberger nannte. Diese Aebtissin

war aufrichtig fromm und gottergeben, aber eben so streng gegen ihre Mitgefangenen, als gegen sich selbst. Sie enthielt sich Jahr aus Jahr ein des Fleisches, und sah es ungern, wenn die Schwestern an hohen Festtagen dasselbe genossen; sie brach sich den Schlaf ab, geißelte sich und hätte am allerliebsten gesehen, wenn die anderen Bewohnerinnen dieser mittelalterlichen Zellengefängnisse die Mauern mit ihrem sündhaften Blut gefärbt hätten.

Khlesl mußte die äußerste Strenge anwenden, um das Uebermaß des asketischen Eifers der Vorsteherin zu beschränken. Eva-Rosine fühlte sich unglücklich, der Verzweiflung nahe; sie kämpfte und kämpfte lange, endlich siegte ihr guter Genius, sie ließ sich einkleiden; an demselben Tage trat Elisabeth von Brenner als Novize in den Orden; sie hatte nun eine Schwester und Leidensgefährtin, welcher sie sich mittheilen konnte. Sich mittheilen heißt aber den Schmerz um die Hälfte mindern.

Schon nach drei Monaten war auch die alte, dürre, fleischlose Aebtissin nicht mehr.

So wurde das Leben im Kloster erträglicher, bis endlich die menschenfreundliche Victoria Haizenberger zur Regierung des Klosters berufen wurde. Nun erlebten die Himmelspförtnerinnen das Gegentheil von den leitenden Principien der dürren hochwürdigen Mutter. Frau Victoria hielt übermäßiges Fasten für gesundheitsschädlich und wußte ihren Untergebenen von dem hochberühmten Doctor

Magnus ein ärztliches Parere des Inhalts zu erwirken, daß alle Hülsenfrüchte und andere blähende Speisen für die sitzende Lebensart der ehrwürdigen Schwestern Gift, und ein Stück Bratfleisch nebst ordentlichem Tischtrunk unumgängliche Lebensbedingung für sie sei.

Unter dem milden Scepter dieser würdigen Klosterregentin war Fräulein Francisca Rappach als Novize eingetreten und fühlte sich trotz der Nachsicht, mit welcher sie behandelt wurde, namenlos unglücklich.

Wir sagten, daß Victoria von einer solchen Gewalt der Leidenschaft keine Ahnung hatte, wir können hinzusetzen, daß sie erschrack und zusammenzuckte. Francisca, welcher diese Bewegung nicht entgangen war, rief mit dem Lachen der Verzweiflung:

„O ich wußte es ja, daß ich ein Gegenstand des Grauens für Euch sein würde. Wie konnte ich doch nur einen Augenblick darüber zweifeln? Ihr werdet zur Aebtissin gehen, ihr Alles entdecken, und man wird mich ‚in pace‘ schicken — ich kenne das, aber ich werde das ‚in pace‘ nicht lange ertragen, sondern Hand an mich legen und das sittenreine Kloster durch einen Selbstmord entweihen.“

„O redet nicht so,“ versetzte Victoria, die sich wieder gefaßt hatte. „Wer spricht vom ‚in pace‘-Schikken? sieht dies wohl der gutmüthigen Frau gleich, die an der Spitze unserer Gesellschaft steht? Und was

habt Ihr denn eigentlich verbrochen, das eine so harte Züchtigung verdiente? Was Ihr mir gesagt, ist allerdings sündhaft, aber ein Selbstgeständniß, das ich bewahren werde. Wollt Ihr meinen Rath hören?"

Die Novize schüttelte den Kopf.

„Ihr wollt nicht? Nun, so möge Euch Gott in Euren Nöthen beistehen."

„O mein Jesus!" fiel Francisca weinend ein, „ich will Euch ja gern anhören, obwohl ich weiß, daß mir Euer Rath nichts nützen kann."

„Woher wißt Ihr das?"

„Weil es zu spät ist."

Victoria war hier am Ende ihrer Weisheit; wie es für einen wohlgemeinten guten Rath je zu spät sein könnte, vermochte sie nicht zu fassen, und doch hatte die junge Novize gegenüber der erfahrenen älteren Schwester Recht.

Victoria fuhr mitleidig fort: „Glaubt mir, liebes Kind, ein guter Rath kommt nie zu spät." Francisca verhielt sich ruhig, als wäre sie entschlossen, Alles über sich ergehen zu lassen, folglich auch die Ertheilung eines nutzlosen guten Rathes. Victoria sprach: „Vor Allen söhnet Euch in der Beichte mit Gott aus! — Ihr zuckt die Achsel, aber das nützt nichts, es muß sein! Ist Euch unser Beichtvater nicht anständig, so mache ich mich an-

heischig, Euch einen Andern zu verschaffen und sollte es mein Oheim der Cardinal selbst sein."

Die Novize, die bis hieher äußerlich ruhig zugehört hatte, schien von den Worten Victorias plötzlich wie elektrisirt und antwortete hastig: „Ja ganz recht, ich muß mich vorerst in der Beichte mit Gott aussöhnen, ich sehe das ein! dann fragte sie eben so plötzlich und ohne jeden Uebergang: „Und Ihr meint wirklich, daß Ihr Euren Oheim bewegen könntet, mich zur Beichte zu hören?

„Warum nicht, doch muß ich Euch aufmerksam machen, daß mein Oheim gerade gegen Ordensleute von außergewöhnlicher Strenge ist."

„Und dennoch wünschte ich meine Beichte gerade ihm abzulegen."

„Nun wie Ihr wollt, mein Wort habt Ihr, daß ich meinen Oheim dazu vermögen werde. Wenn Ihr Euch nun mit Gott und der Kirche ausgesöhnt habt, dann lernt Musik oder Latein, wie ich selbst gethan habe, als ich mich namenlos unglücklich fühlte und das Gebet doch nicht alle müssigen Stunden in Anspruch nahm. Seht, in der Musik liegt ein Schatz von Trost und Aufrichtung des Gemüthes; ich wünschte, Ihr könntet ein wenig spielen." Victoria deutete dabei auf die Harfe, welche zu Häupten ihres Bettes stand. Francisca lächelte, schritt auf die Harfe zu und fuhr mit ihren Fingern so

sicher und behende durch die Saiten, daß sich Victoria bald für überzeugt hielt, daß sie es mit keinem untergeordneten musikalischen Talent zu thun habe. Nach einem kurzen Vorspiel schlug sie die Melodie des schönen Liebesliedes: „O schöne Gabrielle, an" welches damals des ganze gebildete Europa durchtönte. „Aber sagt mir um Alles in der Welt," hob Victoria auf's Neue an, „was Euch mit diesen weltlichen Gesinnungen in die Räume eines Klosters führte?"

„Ach Gott, wie könnt Ihr nur so fragen? mich führte hieher, was mindestens die Hälfte unserer Gefährtinnen hieher brachte, — der väterliche Wunsch, das Vermögen des Hauses ungeschmälert den Söhnen zu überlassen, das Heirathsgut der Töchter zu ersparen, der Widerwille gegen einen lästigen Freier, mit einem Wort alles Andere, nur nicht Beruf und Neigung."

„Und dennoch schienet Ihr mit Euerem Loos vollkommen zufrieden."

„Weil ich am Ende das Bischen Freiheit, das ich als Novize hoffen durfte, nicht auf's Spiel setzen wollte.

„Es war also Verstellung?"

„Es war die einzige Waffe, die man mir nicht rauben konnte."

„Nun, Ihr habt noch kein Gelübde abgelegt und könnt, wenn Ihr Lust habt, das Kloster noch immer verlassen."

„O seid überzeugt, daß ich es thun werde, wenn ich die geringste Möglichkeit sehe.“

„Und ich sage Euch, daß es Gott wohlgefälliger ist, wenn Ihr ihm reinen Herzens in der Welt dient, als mit verbittertem, widerwilligem Gemüth unter dem Nonnenschleier.“

„Ich danke Euch für diese Meinung und verspreche sie zu beachten.“

„Indeß täuscht man sich oft über sich selbst; ich habe einst ebenfalls gedacht, ich könnte es nicht ertragen.“

„O Ihr seid so stark.“

„Wie kommt Ihr auf diesen Einfall?“

„Wenn ich heute an Eurer Stelle gewesen wäre.“

Schwester Victoria stutzte, ließ sich aber nichts anmerken, sondern fragte: „Wenn Ihr an meiner Stelle gewesen wäret?“

„Ich hätte meinen Traum vollkommen nach dem Wunsch des ehrwürdigen Pater Procop eingerichtet.“

Victoria erwiderte kurz und nicht ohne ihre Stirne in Falten zu legen: „Ihr wißt nicht, was Ihr redet.“

„Nicht doch, ich weiß es im Gegentheil recht wohl, ich würde mich für den glücklichen Ausgang der geheimnißvollen Prophezeihung verbürgt haben.“

Die Nonne ließ einen strengen, fast verächtlichen Blick über das Gesicht der Novize gleiten und sagte dann mit allen Zeichen der tiefsten Entrüstung: „Ich habe

Euch bis zu diesem Augenblick nur für leichtsinnig, dann für unglücklich gehalten, jetzt sehe ich, daß Ihr eine schamlose, lüsterne Dirne, ein völlig verlorenes Geschöpf seid."

„Und gerade jetzt thut Ihr mir schreiendes Unrecht. An Eurer Stelle als reine Gott geweihte Jungfrau, dessen ist Gott mein Zeuge, würde ich genau so wie Ihr gehandelt haben; als unwürdige Dienerin Gottes — und vergeßt meine Selbstanklage nicht, — als ein unglückliches Mädchen würde ich gerade aus dem entgegengesetzten Grunde, aus Schamgefühl die Hoffnungen des Vaters Procop erfüllt haben."

Wie plötzlich ein Blitzstrahl durch die Wolkenschichten niederfährt und alle Gegenstände, die in Wetternacht gehüllt waren, für einen Augenblick grell erleuchtet, so erkannte Victorie bei dem Licht, welches die Worte der Novize auf einmal entflammten, die ganze schreckliche Wahrheit. Sie rief die Hände ringend: „Armes, armes Kind! und wißt Ihr, was Ihr sündhafter Weise begehrt?"

„O ich weiß es — ich begehre nichts als die Rettung meiner Ehre und wenn es mit dem Preis eines Kopfes sein müßte."

„Und darum möchtet Ihr dem Cardinal Eure Beichte ablegen?"

Die Novize schwieg; Victoria, welche sich das Verstummen Francisca's richtig deutete, fuhr hastig fort: „Ich

nehme mein Wort zurück, Ihr sollt Eurem ordentlichen Seelsorger beichten."

„Wie Ihr wollt, aber ich sage Euch, daß Ihr dadurch das Verhängniß, das Ihr aufzuhalten denkt, nur beschleunigt."

„Sei es, wenigstens werde ich Euer Unglück nicht auf der Seele haben."

„Das gewiß nicht."

„Und nun nur noch ein Wort."

„Ich bitte, redet."

„Die einfachste Lösung des traurigen Widerstreites, in dem Ihr befangen seid, schiene mir die Verheirathung."

Wenn aber mein Geliebter nicht will oder kann?"

„Dann bleibt mir nichts übrig, als Euch zu beweinen."

„Doch noch etwas Anderes."

„Sprecht!"

„Betet für mich!"

„Das will ich mit der ganzen Inbrunst meines Herzens thun."

„Und Ihr werdet über Alles, was wir gesprochen, das strengste Geheimniß bewahren?"

„Eure Mahnung ist unnöthig."

„So erlaubt nun, daß ich mich auf meine Zelle zurückziehe."

„Und möge Euch Gott und die allerseligste Jungfrau beistehen.“

Francisca fiel, ehe es die Nonne verhindern konnte, der Schwester um den Hals, und hielt sie lange, lange umschlungen. Als sie sich endlich losgerissen und die Zelle verlassen hatte, bemerkte Victoria, daß Nacken und Hals von den Thränen der armen Novize feucht waren.

V. Capitel.

In welchem Khlesl durch ein Argumentum ad hominem beweist, welcher Unterschied zwischen einem Bettelmönch und einem Cardinal ist.

Kurz nach der Entfernung der Kaiserin stürmte ein Kapuziner die Stiege hinauf, welche zu Melchior Khlesl's Wohnung führte. Vergebens stemmte sich der Kammerdiener des Cardinals gegen die Hast des Mönches.

Procopius behauptete, der Cardinal werde ihm schlechten Dank für seine Halsstarrigkeit wissen, schob den alten Diener zur Seite und drang in das Cabinet des Cardinals.

Khlesl saß gerade an einem mit damastenem Tuch bedeckten Tisch, auf welchem ein angeschnittener Schinken stand; ein halb gefülltes Kelchglas und eine angebrochene

Flasche Niersteiner bildeten das Gefolge jenes Gerichtes.

In Anbetracht der noch frühen Tageszeit, es war die zehnte Stunde noch nicht vorüber, konnte man an der guten Körperdisposition des geistlichen Würdenträgers nicht zweifeln.

Neben dem Schinken lagen unzählige Papiere aufgehäuft, und der Cardinal selbst saß, oder lag vielmehr zurückgelehnt in einem alten reich vergoldeten Lehnstuhl, und las mit Aufmerksamkeit eines jener Papiere durch.

Der im Lesen vertiefte Minister achtete nicht auf ein wiederholtes Pochen, das sich an der eichenen Pforte hören ließ. Der Pocher konnte endlich seine Ungeduld nicht länger bezähmen, that einen raschen Griff an die Klinke, öffnete die Thür und trat auf den Cabinetsdirector zu.

Khlesl ließ sich im vollen Gefühl seiner Würde durch den Eintritt des Bettelmönches nicht im Mindesten stören. Er blickte, durch das Geräusch der sich öffnenden Pforte aufmerksam gemacht, empor und fuhr dann sogleich in der angefangenen Lecture fort.

In dem gerötheten Gesicht des Kapuziners, dessen Stirne die Ungeduld zusammenzog, konnte man den Kampf lesen, den es ihm kostete, so lange zu warten, bis der Cardinal mit seiner Schrift zu Ende gekommen wäre. Als aber Khlesl, nachdem er die Durchlesung be-

endigt hatte, nach einem andern Papier griff, vermochte sich Procop nicht länger zu beherrschen und brach in die Worte aus: „Euere Eminenz müssen mich hören, und das sogleich, die wichtigsten Interessen stehen auf dem Spiel. Es kann Eurer Eminenz den Kopf kosten, wenn die Dinge so verkehrt gehen, wie sie heute begonnen wurden.“

Khlesl sah bei diesen Worten den Sprecher einen Augenblick unverwandt an, schüttelte hierauf den Kopf und sagte: „Ihr hättet Euch melden lassen sollen, wie es sich ziemt, wenn man bei einem Fürsten der Kirche eintritt, dies nehmt in Hinkunft zur Richtschnur, und jetzt, was habt Ihr mir zu sagen?“

Der Mönch bekämpfte nur mit Anstrengung den Zorn, der ihm bei den harten Worten des Cardinals die Adern schwellte und erwiederte mit gebrochener Stimme: „Ich hielt es für die Pflicht eines ergebenen und treuen Dieners, Eurer Eminenz zu sagen, daß Schwester Victoria nahe daran war, Alles zu verderben und es vielleicht wirklich verdorben hat.“ Dann setzte er im Tone des Vorwurfes hinzu: „Und doch haben Eure Eminenz mir und der Frau Aebtissin empfohlen, uns völlig auf Schwester Victoria zu verlassen.“

„Und worin hätte denn meine Nichte Alles verdorben?“ frug der Cardinal mit Strenge.

„Indem sie gerade das Wichtigste, worauf Alles

ankommt, außer Acht ließ, indem sie zwar das Erscheinen eines großen Glaubenshelden, nicht aber die Geburt eines Kronprinzen verkündigte. Ohne mein Dazwischentreten war Alles verloren. Ich deutete aber mit einer Geistesgegenwart, um welche mich die würdige Mutter Haizenberger wiederholt beneidete, die Vision der Schwester Victoria auf passende Weise und ließ diese meine Deutung auch den Leuten außerhalb des Klosters mittheilen. — Habe ich nun nicht recht gehabt, Eure Eminenz so schnell als möglich von diesem Vorgang in Kenntniß zu setzen? Ohne Zweifel wird Eure Eminenz die Verläßlichkeit von Schwester Victoria zu beurtheilen im Stande sein."

„Ja, aber das entschuldigt nicht die unziemliche Art Eures Eintrittes. Uebrigens hatte, Alles wohl überlegt, Schwester Victoria so unrecht nicht, zu handeln, wie sie handelte."

Der Kapuziner machte ein erstauntes Gesicht, das eine Erklärung zu fordern schien, der Cardinal entschloß sich sie zu geben und sagte: „Träumt Ihr nach Belieben?"

„Wer könnte das?"

„Nun gut, meine Nichte kann es auch nicht." Bei diesen Worten schüttelte der Cabinetsdirector den Kopf, als ob er dem Klosterbruder, der sich noch immer nicht von seinem Erstaunen erholen konnte, das innigste Mitleid mit seiner geringen Fassungskraft ausdrücken wollte.

Nach einer Pause setzte er noch, wie mit sich selbst

redend, hinzu: „Die Eva-Rosine ist ein kluges Mädchen, ein meiner würdiges Kind, klüger als ich selbst dachte.“ Gleich darauf wandte er sich wieder an den Mönch und fragte ihn barsch, ob seine Nichte nichts noch über andere Dinge mit der Kaiserin geredet.

„O daran habe ich sie weislich verhindert,“ gab Procop zur Antwort.

Khlesl, dem das Blut zum Kopf schoß, öffnete schon die Lippen zu einer derben Erwiderung, bedachte sich aber eines Besseren und nickte nur mit dem Haupt, was der Mönch vollkommen richtig, als ein Zeichen der Verabschiedung auslegte. — Er hatte schon die Hand an die Klinke gelegt, als ihn der Cardinal zurückrief und mit zur Warnung erhobenem Finger sagte:

„Procop, hütet Euch, je eines meiner Worte zu mißdeuten und mir Pläne zu unterschieben, die ich nicht habe, nicht haben möchte. Ihr habt mir da etwas von Entwürfen gesagt, deren Scheitern mir, mir, dem alten Khlesl, den Kopf kosten sollte. Das ist Unsinn, barer Unsinn, den ich Euch mit christlicher Sanftmuth untersage je zu wiederholen, das ist ferner ein gefährlicher Unsinn, den ich Euch heute noch aus christlicher Milde nachsehe, aber für die Zukunft verbiete, das ist endlich ein Unsinn — ja stiert mich immerhin an — der Euch selbst viel leichter als mir den Kopf kosten könnte; ich wenigstens fühle den meinigen so fest auf den Schul-

tern sitzen, daß ich Euch nur stets ein gleiches Gefühl der Sicherheit wünsche. — Ich wiederhole Euch also nochmals in bestimmtester Weise, daß ich keine Entwürfe habe und mich um die Eurigen nicht kümmere, eben so wenig gehen mich die Visionen Eurer Klosterfrauen an. Merkt Euch das und nun pax vobiscum!"

Der Pater blieb noch eine Weile wie eingewurzelt in dem Boden stehen, er glaubte zu träumen und konnte lange nicht zur Ueberzeugung kommen, daß er recht gehört habe. — Zuletzt überflog sein Gesicht ein ungläubiges Lächeln und er begann: „Ach, Eure Eminenz sollte doch einen treuen Diener nicht so hart auf die Probe stellen. — Ich weiß ja, was ich zu denken habe."

„Euer Denken kümmert mich nicht, das macht mit Eurem Beichtiger aus. Nochmals Gott mit Euch!" Hier nickte der Cardinal wieder, griff hastig nach einem seiner Papiere und sank wie erschöpft in den Lehnstuhl zurück.

Procop, der einsah, daß er keine weitere Anrede wagen dürfe, griff nach seinem Kopf, als ob er sich seines Daseins versichern wollte, und ging trostlos fort.

Als sich die Thüre geschlossen und der Schall der Tritte weit genug entfernt hatte, beugte sich Khlesl mit dem Lächeln der Selbstzufriedenheit über den Tisch, schnitt sich ein Stück Schinken ab und aß mit vortrefflichem Appetit, den nichts als der Ruf des Kammerdieners, daß

Herr von Tschernembl im Vorsaal einer Audienz harre, zu unterbrechen vermochte.

Khlesl, welchen der Eintritt des Mönches so unangenehm berührt hatte, rieb sich bei der Anmeldung des Protestanten-Chefs die Hände. Er sagte sich: „Endlich, endlich kommt der Mann, auf den ich seit nahebei zwanzig Jahren vergebens wartete. Es ist wahr, der Mann hat die Verbindlichkeit, die er gegen uns hatte, ehrenhaft gelöst; wir danken ihm die Hülfe der Ob der Ensischen Stände gegen Kaiser Rudolph, die rasche Huldigung des gegenwärtigen Kaisers in beiden Oesterreich, das Niederhalten des Ungestüms der calvinistischen Edelleute, mit einem Wort, wir sind seine Schuldner. Er hat uns manchen guten Rath ertheilt, und manchen schriftlichen Auftrag meisterhaft durchgeführt, aber der Mann ist ein selbständiger Charakter, und das ist schade, wir hätten aus ihm was Ordentliches machen können, wenn er gewollt hätte. Aber was thut das zuletzt, wenn man nur Alles und Jedes nach seiner Eigenthümlichkeit zu benützen versteht? Darum willkommen, mein bester Herr!"

Nach diesem Selbstgespräch befahl der Cabinets-Director, noch einen Römer auf den Tisch zu setzen, dann ließ er den Küchenmeister holen und fragte ihn, was zur Stunde gar gekocht wäre. Der Küchenmeister, ein kleines, zierlich gekleidetes Männchen, dessen Gesichts-

züge eine Art Ehrgeiz bargen, den man den Ehrgeiz der Küche nennen könnte, antwortete: „Eure Eminenz weiß, daß für jede Stunde des Tages gesorgt ist; in diesem Augenblicke erfüllen zwei Kapaunen, übergossen mit einer köstlichen Zimmettunke, die Küche mit ihrem feinen Duft, dann bräunen sich so eben die kleinen Fleischpastetchen, welche Eure Eminenz einer so gerechten Neigung würdigen, item haben wir frisches Piscatenbrot mit Pistacien und Mandeln gefüllt, und verzuckerte Orangenschalen."

Der Cardinal antwortete, indem er dem Küchenmeister, einen würdigen Kunstgenossen des Herrn Benoit, zufrieden auf die Schulter klopfte: „Ich weiß, daß Ihr Eure Sache gut macht und den alten Khlesl liebt, also sputet Euch und sendet mir die zwei Kapaunen und zwei Gedecke; den Kellermeister aber laßt wissen, daß er von dem ältesten Rheinwein meines Kellers, merkt wohl, von dem ältesten, von dem nur Se. Majestät und ich ein paar Fäßchen besitzen, heraufschicke." Der Küchenmeister entfernte sich mit einer stummen Verbeugung, sein Geschäft auszurichten.

Um die Freundlichkeit des stolzen Prälaten gegen einen seiner Haus-Officiere zu verstehen, müssen wir aufmerksam machen, daß Khlesl, obwohl von Natur nicht sonderlich mißtrauisch, es doch für angemessen hielt, Küchen- und Kellermeister noch durch ein anderes Band

als das der jährlichen Bezahlung an sich zu ketten. Die Geschichte jener Zeit bekundet es hinreichend, daß mancher Gewaltige an einem saftigen Kapaun oder einem frischen Trunk Weines zu Grunde ging. Khlesl hatte zwar bisher auf dem Grunde seines Bechers keinen verdächtigen Bodensatz entdeckt, und an keinem Braten irgend eine Zuthat verspürt, die zum Argwohn Anlaß geben konnte; seine Kutsche war aber in der Nähe der Stadt Baden von rußgeschwärzten Gesellen unter Todesdrohungen angefallen worden und nur dem Zufall, daß er die Kutsche voranfahren ließ und selbst einen kürzeren Fußweg einschlug, hatte er seine Rettung zu danken; aber auch in Prag hatte man schon einmal sein Verderben beschlossen, dem er nur durch die rechtzeitige Warnung treuer Freunde entronnen war. Der Verlauf dieser Erzählung wird endlich zeigen, in wie weit die Besorgnisse des Cabinetsdirectors gegründet waren.

Der Cardinal hatte also Recht, die Hände, welche ven Tischtrunk kredenzten und das Mahl auftrugen, zu vergolden.

Der Küchenmeister hielt für Freundschaft, was Vorsicht, und der Kellermeister für Freigebigkeit, was nichts als eine Lebensassecuranz war, die der sonst eben nicht verschwenderische Prälat bezahlte.

Kaum hatte sich der Küchenmeister entfernt, so winkte er dem Kammerdiener, eben demselben „Mar-

tin," welchem er nachmals das für unsere Zeit sehr bedeutende, für jene Tage aber vollends übergroße Legat von tausend Ducaten testamentarisch festsetzte, und befahl ihm, die zwei hohen Kasten im anstoßenden Zimmer zu öffnen. Es waren zwei häuserähnliche Ungethüme, aus Eichenholz aufgebaut und mit allerlei Zierrath geschmückt. Hölzerne Schnörkel zogen sich von der zimmerhohen Decke bis zu den Füßen der beiden Hängkästen nieder. An den Wänden derselben waren überdies noch Heiligenbilder angebracht, die mit den lebhaftesten und dauerndsten Farben gemalt waren.

Einen dieser beiden Kasten öffnete Martin und blickte, nachdem beide Flügel weit offen standen, seinen Herrn fragend an.

Der Cardinal näherte sich und unterzog den Inhalt des Schreines einer raschen Musterung.

Dieser Inhalt bestand in Röcken von allerlei Farben, Größenverhältnissen und Stoffen; als Khlesl die zahllosen Röcke schnell überblickt hatte, bezeichnete er ein Kleidungsstück, es war eine Simarre aus veilchenblauem geblümten Atlas, innen mit Zobel gefüttert. Dieses langte der Kammerdiener vom Haken, an dem es befestigt war, herab und half es seinem Herrn anziehen.

Als Khlesl bemerkte, daß es ihm gut, am Leibe saß, rief er vergnügt: „Jetzt mag er kommen!"

VI. Capitel.

Zwei Auguren!

Erst als die besprochenen Anstalten getroffen waren, ließ der Cardinal Herrn von Tschernembl eintreten.

Ein wohlwollendes Lächeln hatte sich auf den Lippen des Prälaten gelagert. Er hatte das vor ihm stehende Glas zur Hand genommen, als hätte er eben im Begriff gestanden, es zu leeren, dann rief er dem Anpochenden ein freundliches „Herein" entgegen.

Nichts, gar nichts war von dem Cardinal bekanntlich innewohnendem Stolz zurückgeblieben, ja das Außerordentliche geschah: Khlesl erhob sich anscheinend mühevoll aus seinem Lehnstuhl und machte Miene, das Glas in der Hand, dem Ankömmling entgegen zu gehen.

Tschernembl, es war das erste Mal, daß der kühne Landstand mit dem Minister des Kaisers persönlich zusam-

mentraf, blieb einen Moment, als ob er seinen Augen nicht traute, erstaunt auf der Schwelle stehen.

Wir benützen diesen Augenblick, um uns den Freiherrn anzusehen. Tschernembl war seit seiner Reise nach Frankreich um zwanzig Jahre älter geworden; zwanzig Jahre gehen an keinem Menschen spurlos vorüber, zwanzig Jahre lassen Merkmale zurück, zwanzig Jahre bilden einen großen Kreisabschnitt der menschlichen Lebenscurve.

Die Haare des Landstandes ließen ihre einstmalige Farbe nur schwer erkennen, gegenwärtig waren sie aschgrau; an der freien offenen Stirne traten bereits einzelne Runzeln auf und selbst der Schnur- und Stutzbart fing zu ergrauen an, die Gestalt des Freiherrn war voller geworden und der Kopf hatte eher an Bedeutung gewonnen als verloren.

Tschernembl hatte das fünfzigste Jahr überschritten, konnte aber als Vierziger gelten; er lebte im Gefühl und Bewußtsein der vollen Manneskraft, thätig nach Außen und genußfähig in Kunst und Leben.

Wie sagten, daß der Freiherr einen Augenblick stehen blieb; als er sich den frohmüthigen Cardinal hinlänglich betrachtet, ging er rasch auf ihn zu, ergriff die von Khlesl ihm dargebotene Hand und schüttelte sie derb, statt sie, wie der Prälat vielleicht erwartet hatte, zu küssen.

Der Cardinal ergriff ihn seiner Seits beim Arm, führte ihn zu einem ihm gegenüber befindlichen Stuhl

und sprach: „Welch glücklichem Zufall oder Geschick hab' ich es zu danken, einen Mann, den ich, obgleich in vielen Dingen mein Widersacher, ob seiner Talente schon lange bewunderte, bei mir zu sehen?"

Tschernembl, der so freundlichen Empfang bei den bekannten Gesinnungen des Cardinals nicht erwarten durfte, konnte seine Verwunderung nicht bergen. Dies bemerkte Khlesl und sagte, ehe Tschernembl zum Wort gelangen konnte: „Gewiß, man hat Euch den alten Khlesl als einen hochfährtigen, grämlichen Mann geschildert, den das Alter unduldsam und hart gemacht hat? Ihr habt gewiß nicht gedacht, daß ich noch eines Lächelns fähig wäre? An derlei bin ich gewöhnt und hab' es, unter uns gesagt nicht ungern, wenn man es glaubt und die, so von mir fortgehen, eine bessere Meinung mit sich wegtragen, als jene war, mit der sie kamen." Abermals wollte Tschernembl reden, aber der Cardinal schnitt ihm freundlich lächelnd das Wort ab, indem er ihm eigenhändig das Glas füllte und zugleich aus seinem Becher auf Tschernembls Wohl trank.

Tschernembl war mit den Sitten der großen Welt jener Zeit zu vertraut, um die Herablassung und Freundlichkeit seines Wirthes nicht gebührend zu schätzen und zu erkennen, daß der Kirchenfürst für's Erste nicht geneigt sei von Geschäften zu reden. Er trank also artig dankend dem Cardinal zu.

Als wenige Augenblicke nachher die stattlichen Kapaune in der gerühmten Zimmttunke erschienen, war eben so wenig Zeit zu reden. Dazu kam noch, daß Khlesl wider seine Gewohnheit die Aufwärter zur Bedienung im Zimmer behielt, ein Umstand, welcher jede vertrauliche Besprechung unmöglich machte.

Tschernembl fügte sich diesem Zwang anfänglich seufzend, bis die halbe Flasche ältesten Rheinweines getrunken war, dann schien sich der Freiherr, dessen Schwäche für Tafelfreuden der Cardinal so gut wie alle Welt kannte, mit weniger Ungeduld in sein Schicksal zu ergeben und als erst die zweite und dritte Flasche die zuerst aufgestellte ersetzt hatten und der Cabinetsdirector nicht aufhörte zu lächeln und mit an ihm ungewohnter Milde von dem Starrsinn der streitenden Parteien in Kirche und Staat zu sprechen, da fühlte sich Herr von Tschernembl, ohne darum seine kluge Vorsicht aufzugeben, so gemüthlich, als wenn er mit seinen politischen Freunden, den Herren von Thonradl, Kunigsberg, Hofkirchen u. s. w. zusammensäße.

Als Khlesl nun bemerkte, daß sich die Wangen des Freiherrn höher färbten und seine Haltung mit jeder Minute ungezwungener wurde, ließ er die Dienerschaft abtreten.

Tschernembl konnte sich gegen den Minister der Bemerkung nicht entbrechen: „Euere Eminenz versteht

sich darauf den Wirth zu spielen; in der That war es Zeit, daß sich diese Gesellen entfernten."

Khlesl erwiederte bedächtig: „Alles zu seiner Zeit, Bedienung, so lange man ihrer bedarf und Ungestörtheit, so bald sie noth thut und jetzt sagt an, mein bester Freiherr, was Euch hieher führt?"

„Eine Kleinigkeit, Cardinal, eine pure Kleinigkeit, es handelt sich darum, daß mich ein schurkischer Pfaffe aus reinem Brotneid beim hohen Consistorium verklagte, daß ich einige Wiener Bürger bei meinem Hausgottesdienst zuließ. Ihr wisset, daß Se. kaiserliche Majestät uns Herren und Ständen freie Religionsübung bewilligte, und so habe ich den gelehrten Chitraeus aus deutschen Landen hieher verschrieben, um das Wort Gottes auf Art unsres großen Reformators zu verkünden. Weil nun außer meiner Familie ein paar ehrliche Strumpfwirker oder Schuster dem Gottesdienst anwohnten, schlug der heillose Pfaff — Euer Gnaden halten zu Gute — einen Höllenlärm. Der Schelm erreichte seinen Zweck, denn man schickte mir vor ein paar Tagen diesen Wisch — hiemit zog der Freiherr einen Bescheid aus der kaiserlichen Kanzlei hervor. Aus dem Gesalbader konnte ich nur so viel entnehmen, daß mir die Schließung meiner Hauscapelle anbefohlen wird, und dieser Wisch, der gegen unsere wohlverbrieften Freiheiten verstößt, ist obendrein von Eurer Eminenz unterfertigt!"

Statt bei der wenig anständigen Weise, in welcher der von dem genossenen Wein anscheinend aufgeregte Tschernembl seine Beschwerden vortrug, aufzufahren, wie es Khlesl in hundert ähnlichen Fällen gethan haben würde, beantwortete der Cardinal Tschernembl's Rede mit einem unnachahmlich milden Lächeln, das nicht ganz frei von leisem Spotte war: „Wenn es nur das ist, mein Bester, so laßt es Euch doch nicht den genossenen Trunk verleiden. Ich habe Zeit meines Lebens alle Gewaltthätigkeit gehaßt und Ihr werdet trotz Eurer abweichenden Meinungen gestehen müssen, daß sich mein Regiment vortheilhaft genug von dem des verstorbenen Kaisers und noch mehr von dem der Erzherzoge unterscheidet."

Tschernembl machte ein Zeichen der Bejahung, worauf der Cardinal zufriedengestellt fortfuhr: „Wenn ich im Großen und Ganzen die Gewalt verabscheue und jedem andern Mittel den Vorzug einräume, wie sollte ich im Privatleben und einzelnen Personen gegenüber die Strenge zum Aeußersten treiben? — Ich mag nicht wissen, ob die Anwesenheit von ein paar Wiener Bürgern — das Wort paar betonte er auffällig scharf — ganz zufällig war; ich mag nicht wissen, ob sich Herr Chitraeus jedes Angriffes auf unsere heilige Kirche — wie bekannt, eine Hauptbedingung der gnädigen kaiserlichen Nachsicht — gänzlich entschlug.

Ihr werdet mir, dem alten Khlesl, Euer Wort als Ehrenmann und Cavalier geben, daß künftig in Eurer Capelle nur Familiengottesdienst gehalten werden soll und — hiemit ergriff er das Papier, welches Tschernembl noch immer in der Hand hielt und zerriß es — ich habe einen Mann mehr, welcher den alten Khlesl richtiger beurtheilen wird, als die Menge."

So klug Tschernembl auch war, so vermochte er doch so vieler Herzlichkeit nicht zu widerstehen, er reichte also dem Cardinal, gleichsam dankbar, eine weiße schön geformte Hand, deren Finger kostbare Ringe schmückten. Der Minister bezwang auch diesmal den geheimen Unmuth, welchen der stolze Priester über die geringe Achtung empfand, welche der Freiherr für die geistliche Würde an den Tag legte, und drückte die ihm dargebotene Hand. Endlich hub er wieder an, als gehorche er einer plötzlichen Eingebung: „Seht, Herr von Tschernembl, Ihr habt mich vielleicht für Euren persönlichen Feind angesehen, während ich doch nur der natürliche Gegner Eurer Parteimeinung bin, ein Gegner, der es übrigens bloß mit Sachen und nie mit Personen zu thun hat; zum Beweis dessen gebe ich Euch den wohlgemeinten Rath, nie von Franzosen und Ausländern das Heil des Vaterlandes zu erwarten."

Tschernembl that, als ob ihn die Rathschläge des Cardinals nicht mehr oder weniger kümmerten, als Je-

dermann, gegen den man gerade diese Absicht äußert. Khlesl, welcher seinem Gast fühlen lassen wollte, daß er um seine wahren Gesinnungen wissen, fuhr unerbittlich wie das Fatum fort: „Es befremdet Euch vielleicht, daß ich gerade Euch diesen Rath ertheile und ich habe dafür meine guten Gründe. — Tschernembl horchte hoch auf und neigte den Kopf vorwärts. — Die Franzosen haben zu allen Zeiten uns Deutsche wieder durch Deutsche bekriegt; selbst die Römer haben in noch viel früherer Zeit sich der Deutschen gegen Deutsche bedient; es könnte diesen Erzfeinden unserer Nation bei den Wirren, die gegenwärtig in ganz Deutschland herrschen, wieder einmal einfallen, ihre Zuflucht zu dem alten Kunstgriff zu nehmen. Mich oder meinen Amtscollega Dietrichstein kennen sie nun nicht, denn wir waren nie in Frankreich; Euch kennen sie, an Euch werden sie sich wenden, Euch werden sie zu umstricken suchen, ich bitte Euch, geht ihnen aus dem Weg."

Das hieß so deutlich gesprochen, daß Tschernembl mit dem besten Willen nicht mehr ausweichen konnte; er entgegnete daher etwas empfindlich, er glaube dem Cardinal noch keine Ursache gegeben zu haben, ihn landesverrätherischer Einverständisse zu verdächtigen. Khlesl versetzte ruhig: „Werdet mir nur nicht böse, mein werthester Gast, ich habe Euch einfach einen guten Rath ertheilt, wie ihn mein schlichter Verstand eingiebt und

Ihr erhitzt Euch darüber. Ja wenn ich, was gewiß völlig grundlos, sogar unsinnig wäre, behauptet hätte, daß Ihr recht eigentlich, um uns die Franzosen auf den Hals zu hetzen, in Paris gewesen wäret, daß Ihr Briefe mit dem Anerbieten von Truppen übergeben und König Heinrich, den Gott im Jenseits trösten möge, zum Krieg gegen Oesterreich angespornt hättet, in jedem solchen Falle hättet ihr vollkommen Recht in Eifer zu gerathen, weil kein Mann von Ehre eine solche Zumuthung ruhig hinnehmen darf. Ich dagegen gebe Euch mein Wort als Priester, daß ich solchen Gerüchten, wie sie oft über die ergebensten Unterthanen verbreitet werden, wie sie selbst zu meinen Ohren dringen, keinen Glauben schenken würde. Ja, wenn mir Jemand ein an Euch gerichtetes hochverrätherisches Schreiben überlieferte, ich würde es damit so machen, — der Cardinal nahm bei diesen Worten einen Brief aus einem Fach seines Schreibpultes, den er so lange in der Hand hielt, daß der Freiherr sehr wohl Zeit hatte, die von Thonradl's Hand herrührende Aufschrift an: „Den Freiherrn Georg Erasmus Tschernembl, Herrn zu Schwertberg und Windek in Paris" zu lesen und das Original jenes Schreibens zu erkennen, das ihm Thonradl auf des damaligen Administrators Khlesl Empfehlung zugeschickt hatte. — Dann zerriß ihn der Cardinal und warf die Stücke auf die glimmenden Kohlen, welche das Gemach erwärmten.

Tschernembl, für den jedes Wort des Ministers ein Dolchstich war, erröthete trotz seiner Verstellungsgabe mehr als ihm lieb war und sagte, indem er sich das Ansehen rückhaltsloser Treuherzigkeit gab:

„Was und wie viel Euch von meinem Thun und Lassen auch bekannt sein mag, dessen hat Euch die Erfahrung wohl schon versichert, daß Ihr von mir und meinen Anhängern nichts zu besorgen habt. Seht, ich spreche so aufrichtig wie mit einem Vater, ja, ich habe, so viel ich mich entsinnen kann, mit meinem Vater nicht so umschweiflos geredet; wir lieben und fürchten Euch nicht — O werdet nicht ungeduldig, das Beste kömmt nach — aber wir sind entschlossen Euch zu stützen."

Der Cardinal, welcher einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit, die nebenher nicht einmal war, wofür sie sich ausgab, gar nicht verlangt hatte und bei dem wenig schmeichelhaften Vordersatz im Begriffe stand, die Maske der Freundlichkeit fallen zu lassen, fand in dem Nachsatz, wenn er nur Wahrheit enthielt, so viele brauchbare Elemente, daß er mit dem väterlichsten Wohlwollen antwortete: „Ach mein Gott, wie habt Ihr doch so ganz die rechte Saite meines Herzens angeschlagen. Ich bin ein schlichter, deutscher Mann und erwarte dieselbe Geradheit von Jedem, der mir ein Bischen gut ist. Ich will mit Euch wie mit einem lieben Sohn reden. Ihr seid entschlossen mich zu stützen, ich glaube Euch und

wisset Ihr, warum? weil es die klügste Partie ist, die Ihr ergreifen könnt. Ich bekehre zwar auch so viel ich kann, aber meine Bekehrungen führe ich nicht mit Feuer und Schwert durch; ich suche ebenfalls so viel als möglich die lutherischen Bücher außer Gebrauch zu setzen, aber ich trage sie nicht auf einen Stoß zusammen und lasse die Gassenjungen um den brennenden Scheiterhaufen zum Hohn Eurer Glaubensgenossen tanzen und singen; ich heiße die Halsstarrigen auch aus den bekehrten Orten ziehen, aber nur dann, wenn sie die Zurückgetretenen beunruhigen. Ihr werdet zugeben, daß es noch ganz andere Bekehrungsmethoden giebt, als die meine. Wenn Ihr auf meiner Seite bleibt, so kämpft Ihr für die Mäßigung gegen den Fanatismus, für die Erhaltung Eurer Lehrmeinung gegen die Ausrottung, deshalb liebt und fürchtet mich nicht, liebt Euch aber dagegen selbst so sehr, um meiner Regierung gegen den gemeinsamen Feind beizuspringen."

„Das wollten wir von Herzen gern, wenn uns Jemand versicherte, daß Ihr unsere Rechte und Freiheiten stets aufrecht erhalten würdet."

„Ich thu' es ohne Bedenken."

„Es könnte Euch aber eines Tages reuen."

„Wie kann ich Euren Argwohn vernichten."

„O sehr leicht. Zeigt mir nur wie Ihr schreibt."

„Was soll ich schreiben?“

„Einen Revers.“

„Im Namen des Kaisers?“

„Bei Leibe nicht, einfach im Namen Melchior Khlesl's.“

„Und was soll dieser Revers enthalten?“

„Euer priesterliches Wort, daß Ihr uns bei unsern Privilegien und Freiheiten schützen wollt.“

„Ihr scherzt.“

„Ich?“

„Ohne Zweifel Ihr, da Ihr mir einen solchen Vorschlag macht.“

„Ich mache mich in gleicher Weise anheischig, Euch in jedem billigen Begehren zu unterstützen.“

„Ei da haben wir's, in jedem billigen Begehren, was haltet Ihr aber für billig? Wenn ich nun zum Beispiel von Euren Mitständen im Land Ob der Enns eine kleine Vergütung, irgend ein freiwilliges Geldgeschenk für die Mühwaltung beanspruchte, welche der Schutz des Landes vor Werbeplätzen und Kriegsvolk kostete?“

„Wir würden, glaube ich, die Vergütung ohne ein Wort zu verlieren bezahlen.“

„Ist das Euer Ernst?“

„So sehr, daß ich nur Eure Eminenz bitte, die Summe zu bestimmen.“

„Was meintet Ihr zu viertausend Gulden?“

„Ich meine, daß ich meinen Genossen nicht dazu rathen werde."

„Ja, wenn Euch schon diese Kleinigkeit zu viel dünkt, so sagt mir wenigstens, welche Summe Euch annehmbar scheint?"

„Mindestens sechs tausend Gulden."

„Aber das ist ja mehr als ich verlangt habe."

„Ich war aber der Meinung, daß Ihr zu wenig verlangt habt."

„Und glaubt Ihr, daß Euer Antrag auf diese Remuneration durchgehen wird?"

„So sicher, daß es das Nämliche wäre, wenn ich Euch die Summe gleich hier ausbezahlte."

„Was aber nicht möglich ist," sagte der Cardinal mit einer bittersüßen Miene, bitter, weil er wirklich einsah, daß Tschernembl ihm die Summe nicht augenblicklich auf den Tisch zählen könne, süß dagegen, weil ihm selbst die zweifelhafte Aussicht, schnell zu einer Geldsumme zu gelangen, von deren Erhebung er noch vor einer Viertelstunde auch nicht geträumt hätte, willkommen war."

Tschernembl zog eine lederne Tasche hervor und kramte eine Weile in ihren Eingeweiden herum, der Cardinal verwandte keinen Blick von der Tasche und folgte jeder Bewegung der Finger des Freiherrn, endlich zog Tschernembl einige Pergamentstreifen hervor und bot sie dem Cardinal. Es waren Schuldscheine der ober-

österreichischen Stände im ungefähren Werth von sechs tausend vierhundert Gulden, für welche Tschernembl zu besonderen ständischen Zwecken, namentlich aber behufs der Vertheidigungs-Anstalten des Landes baares Geld schaffen sollte.

Tschernembl dachte, daß er in dem Cardinal die beste Vertheidigungsanstalt bezahlte und hielt ihm die Schuld-Verschreibungen hin. — Khlesl wandte das Gesicht ab und murmelte: „Nein, es geht wahrhaftig nicht!" streckte aber zugleich maschinenmäßig beide Hände nach den Urkunden aus, als hätte er seine eigenen Worte Lügen strafen wollen.

Als sich die Verschreibungen einmal in seinen Händen befanden, wußte Khlesl auch wieder ganz Herr der Lage zu sein, er durchlief ohne falsche Scham und Zaudern den Inhalt und stellte eine Verschreibung, die auf achthundert Gulden lautete, mit dem Bedeuten, daß er um vier hundert Gulden zu viel empfangen habe, zurück.

Der Freiherr legte sie gleichmüthig auf das Schreibpult des Kirchenfürsten und sagte: Eure fürstliche Gnaden vergessen, daß wir oberösterreichischen Stände auch Katholiken unter unsern Mitgliedern zählen, die sehr erfreut sein werden, daß Se. Eminenz für sie einige Messen persolviren will.

„Ihr habt vollkommen Recht," erwiederte Khlesl salbungsvoll, „und ich erkenne an dieser Aeußerung den vorurtheilsfreien Kopf. Die heiligen Messen für Eure katholischen Mitstände sollen in den beiden Domkirchen von Wien und Neustadt celebrirt werden. Jetzt aber zu Euerem früheren Vorschlag; mich dünkt die Ausstellung jener Versicherung, nennen wir es deutsch Versicherung statt des verwälschten Reverses, wenn ich es recht überlege, nicht so absolut unmöglich."

„Das dachte ich von vorn herein."

„Würde es aber nicht ein bloßer Handschlag thun?"

„Für meine Person gewiß; Ihr müßtet aber folgerichtig jedem meiner Genossen den Handschlag geben, was etwas umständlich wäre."

„Nicht blos umständlich — Ihr vergeßt das Schlimmste daran — es würde Aufsehen erregen." Der Cardinal dachte einen Augenblick nach und sagte dann plötzlich: „Mit dem Handschlag geht es nicht, mit der geschriebenen Versicherung aber auch nicht."

Tschernembl, welcher das Document schon in der Tasche zu haben vermeinte, fragte überrascht: „Weshalb nicht, Herr Cardinal?"

„Weil ich ein so kitzliches Ding, wie diese Versicherung, nicht an die große Glocke hängen kann, weil ich mich nicht der Gefahr aussetzen will, daß die Urkunde meinem Feinde, dem Erzherzoge producirt wird."

Tschernembl lächelte geringschätzig und versetzte: „Wenn es nur das ist, dann mag Eure Eminenz immerhin die Versicherung ausstellen und darüber ruhig schlafen."

„Wie, Ihr wüßtet einen Ausweg?"

„Und das einen sehr nahe gelegenen."

„Ich sehe ihn nicht."

„Ich will ihn Euch zeigen."

„Wo ist er?"

„Ich stelle Euch die Gegenversicherung aus, daß wir protestantischen Stände Ober- und Nieder-Oesterreichs die Regierung Sr. Majestät des Kaisers und alle von ihm getroffenen Maßregeln insolange unterstützen wollen, als Ihr, Cardinal Khlesl, in Amt und Würden bleibt. Ihr werdet Euch mit meiner Versicherung begnügen, da Ihr meinen Einfluß und das Vertrauen der Mitstände zu mir hinlänglich kennt, um nichts weiter zu fordern. Es versteht sich, daß der Vertrag höchst persönlicher Natur ist, und mit dem Tod oder amtlichen Rücktritt der Paciscenten erlischt. Eben so gut begehren wir nicht, daß Eure Versicherung von Megau, Krenberg, Barvitius und weiß Gott, von wem noch, gezeichnet sei, Eure Unterschrift genügt. Ihr seht, daß es sich schließlich nur um einen Vertrag zwischen uns Beiden handelt. Habt Ihr das hinreichende Vertrauen in meine Redlichkeit, so schlagt ein!"

Khlesl blickte den Landstand eine Weile forschend an, als ob er mit seinen klaren Augen den äußeren Menschen durchdringen und in Kopf und Herz lesen wollte. Tschernembl hielt den Blick des Cardinals, ohne auch nur ein Augenlid zu bewegen, aus. Khlesl sprach: „Ihr schwört, daß Ihr die Schrift, die ich Euch übergebe, eher vertilgen, als dulden wollt, daß sie in die Hände meiner Gegner gelange?“

Tschernembl wandte sich gegen ein Crucifix, welches beständig auf dem Arbeitstisch des Kirchenfürsten stand, und sagte: „Ich schwöre!“

Der Cardinal setzte sich nun an das Pult und schrieb einige Zeilen nieder. Ihre Fassung war eine solche, daß sie ihm, selbst im Fall einer Entdeckung, nur wenig gefährlich werden konnten, falls die Gegner nicht Sinn und Inhalt völlig verdrehten. Das Document lautete ungefähr: „Ich Endesgefertigter versichere die verehrten Herren Stände im Erzherzogthum ob und unter der Enns bei den ihnen von Sr. Majestät dem Kaiser als Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1608 erneuerten, bestätigten und ertheilten Privilegien, worunter das freie Exercitium Religionis in ihren Schlössern, Dörfern, Festungen, dann in Städten und Privathäusern, zu schützen und zu erhalten, wie es mir als getreuem Diener des Kaisers geziemen will.“

Tschernembl nahm die wohl unterfertigte und besiegelte Urkunde an sich, und stellte dagegen die Versicherung der Unterstützung von Seite seiner Genossen aus, welche der Cardinal hastig zu sich steckte.

Tschernembl begleitete die Bewegung des Cardinals mit den Worten: „Das gilt aber nur insolange, als Ihr an der Gewalt seid; wenn einmal der König Ferdinand an die Spitze der Geschäfte tritt —"

„Das ist es eben," fiel der Cabinetsdirector in's Wort, „was mich noch in's Grab bringt — der Gedanke, daß die Hast eines jungen Mannes zerstören soll, was ich so mühevoll begründete. Ich habe es schon gesagt, daß ich mich als Euren Vater betrachte, aber ein Vater pflegt vor seinen Kindern kein Geheimniß zu haben. — Es war mir zeitlebens nichts widriger, als die Geheimnißkrämerei der Diplomaten. Glaubt mir, Herr von Tschernembl, Offenherzigkeit bekundet die Meisterschaft in der Staatskunst. Weg mit all' diesen kleinlichen Wichtigthuereien! — Da nehmt dieses Blatt zur Hand, lest es aufmerksam durch und sagt dann noch wie so Viele, daß der alte Khlesl ein falscher Duckmäuser sei, dem Niemand trauen dürfe." — Bei diesen Worten reichte ihm der Cardinal jene dringende Vorstellung des Erzherzogs Max, betreffs der Erbfolge Ferdinand's, welche bereits, wie wir aus den Zornesäußerungen des Hoch- und Deutschmeisters wissen, die

Runde an den protestantischen Höfen Deutschlands machte, obgleich sie dem Cardinal im tiefsten Vertrauen mitgetheilt worden war.

Khlesl wußte recht wohl, daß der Inhalt dieses Schreibens nach wenigen Tagen selbst in Wien kein Geheimniß mehr sein würde, er benützte daher das etwas dringlich gehaltene Ansuchen des Erzherzogs, die Protestanten in Unruhe zu versetzen und seinen Plänen und Entwürfen geneigt zu machen. Die Protestanten sollten die Ueberzeugung gewinnen, daß Khlesl's Regiment noch eine Wohlthat sei, die man sich um jeden Preis zu erhalten streben müsse.

Es war also keineswegs ein Ausbruch von Leidenschaftlichkeit oder der wirkliche Beweis eines arglosen Herzens, welchen wir in der Mittheilung der erzherzoglichen Staatsschrift erblicken.

„Was sagt Ihr dazu?“ fragte der Cardinal erwartungsvoll, als er bemerkte, daß Tschernembl zu lesen aufgehört hatte.

„Ich sage, daß ich die Nachfolge Ferdinands für ein großes Unglück ansehe.“

„Ihr hieltet also eine directe Nachfolge für wünschenswerth?“

„Ich verstehe Euch nicht.“

„Ich frage, ob Ihr und Eure Freunde nicht wünsch-

tet, daß die Krone in der Familie des alten Kaisers bliebe?"

„Aber er hat keine Familie."

„Wer sagt Euch, daß es immer so sein wird."

„Ei, es denkt Niemand anders."

„Wenn aber die Kaiserin dennoch . . ."

„Unmöglich!"

„Unmöglich! Was heißt Ihr unmöglich? Man hat noch ganz andere Dinge für unmöglich gehalten, die sich später doch als möglich und wirklich heraus stellten, indeß wollen wir uns über das Wort nicht streiten; ich fragte Euch, wenn mir recht ist, ob Ihr nicht lieber einen Sohn des Kaisers als jenen Ferdinand von Steiermark auf dem Thron sähet?"

Tschernembl, dem es mit seinem Staunen bei dem Tiefblick, den er besaß, nicht Ernst sein konnte, erwiederte dem Cardinal, daß er sich wohl selbst vorstellen könne, wie die Protestanten lieber den Belzebub selbst als den steirischen Ferdinand auf den Thron setzen würden.

„Wohlan," sagte hierauf Khlesl, „würdet Ihr also Euren Beistand leihen, wenn der Fall einer Vormundschaft einträte?"

„Ohne Bedenken sage ich ja."

Der Cardinal versetzte: „Ich wollte nur wissen, wie Ihr von diesem oder jenem Falle denkt; der Kaiser ist kinderlos, der vorhin aufgestellte Casus wird darum

nicht eintreten. Jezt aber trinkt, mein bester Freiherr, und laßt mich nicht glauben, daß Euch mein Gespräch Hunger und Durst verleidet. — He Martin! eine neue Flasche, und etwas Süßes; das macht einen angenehmen Geschmack."

Die Gläser wurden frisch gefüllt, der alte Herr trank seinem Gast mit der ganzen Gemüthlichkeit eines wohlwollenden Hausvaters zu, Tschernembl that als zärtlich liebender Sohn Bescheid und Martin beeilte sich jedem Wink seines Herrn zu gehorchen.

Die Sonne war bereits im Sinken, als der Baron von Khlesl Abschied nahm. Der Minister schloß seinen Gast in die Arme und geleitete ihn trotz seiner scheinbaren Preßhaftigkeit bis an die Schwelle seines Gemaches.

VII. Capitel.

In welchem Capitain Eckart erfährt, daß es Angriffe giebt, die man nicht mit Stoß und Hieb pariren kann.

Vierzehn Tage, nachdem der Erzherzog Abschied von Winkel und seinen Bewohnern genommen hatte, konnte man einen hübschen jungen Officier der Stauderischen Knechte durch die Straßen Wiens lustwandeln sehen. Den jungen Officier kleidete die kriegerische Tracht jener Zeit vortrefflich. Er trug fein lederne Stulpstiefel an den Füßen, dunkelfarbige weite Beinkleider, ein braunes silbergesticktes Wamms, über welches die grüne österreichische Feldbinde von der Schulter schräg herablief, einen breiten Ringkragen und ein Baret mit weißer Feder.

Ein gutes Schwert hing an seiner Seite. Der junge Officier war in Wien eben angelangt, und hatte nur so viel Zeit gefunden, sich in das völlig neue noch unbe-

rührte Gewand zu werfen, und nicht ohne alle Eitelkeit den ersten Gang durch die Stadt zu thun.

Daß der Sohn des Deutschmeisters und Frau von Rosenberg's ein hübscher Junge war, wissen wir; es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn die Mädchen dem jungen Krieger nachschielten und wenn Meister Eckart, dieses Gebahren bemerkend, den Kopf noch etwas höher trug.

Oberst Stauder sollte erst des folgenden Tages in Wien einrücken, Eckart hatte daher völlig Muße, die hübschen Mädchen zu betrachten, die alten Häuser anzusehen, die hohen Dome zu besuchen und sich mit der Stadt etwas bekannt zu machen; er hatte, sagen wir, dazu um so mehr Muße, als sein Vater der Erzherzog sich gerade in Ebersdorf beim Kaiser aufhielt.

Der junge Mann war noch nicht weit gegangen und befand sich gerade am Neuenmarkt an der nämlichen Stelle, wo sich heut zu Tage die bleiernen Figuren Raphael Donners aus und über dem Wasserbecken erheben, als er sich von einem demüthig aussehenden Ordensmann festgehalten fühlte. Eckart, dem die größte Achtung vor allen geistlichen Personen seit seiner zartesten Kindheit eingeschärft worden war, verbeugte sich artig und schien nicht wenig überrascht, da, wo er gar keinen Bekannten zu haben glaubte, plötzlich auf Jemand zu stoßen, der ihn kannte. Der Geistliche, ein ältlicher Mann

mit ergrauendem Hauptthaar, schien offenbar ein äußerst wohlwollender und freundlicher Priester zu sein, denn er bot sich dem fremden Officier unaufgefordert zum Führer an. „Ich habe,“ sagte er mit gutmüthigem Lächeln, „so eben meine Geschäfte beendigt und wollte die freien Augenblicke, die mir karg genug zugemessen sind, benützen, um Luft zu schöpfen; nun eilte ich durch die Straßen, um Euch aufzusuchen, denn ich sagte mir, der junge Mann ist hier fremd, und hat einen Führer noth.“

Der Officier erröthete, wir wissen selbst nicht warum, vermuthen aber aus Bescheidenheit, daß es sich ein so ausgezeichneter Mann, wie jeder Jesuit von Natur aus sein mußte, beigehen ließ, ihn, den unbedeutenden jungen Menschen, aufzusuchen. Wir haben wohl nicht noth, auf die selbst in jenen Tagen außerordentliche Erscheinung aufmerksam zu machen, daß sich ein junger Mensch für unbedeutend hielt; diese Erscheinung gränzt aber an das Märchenhafte, Unglaubliche, wenn dieser junge Mensch der Bastard eines Erzherzogs ist.

Eckart hielt sich also — ein Resultat seiner extravaganten Erziehung — für einen unbedeutenden jungen Mann, und darin irrte der Sohn des Deutschmeisters in einem gewissen Sinn. Der von seinem Vater geliebte Sohn eines Herzogs ist nie unbedeutend; er ist es aber noch viel weniger, wenn dieser Herzog-Vater eine so vorragende Rolle spielt, wie es bei Max von Oesterreich

der Fall war. Was der Deutschmeister gegen Frau von Rosenberg geäußert, daß man in seinem Sohn ein willkommenes Werkzeug erblicken würde, um auf ihn, den Vater, einzuwirken, das sollte sich in der ersten Viertelstunde seines Aufenthaltes in Wien als richtig bewähren.

Freilich war es nicht der Zweck des Jesuiten, der an der Seite des Officieres einherging, sich des Erzherzogs, welcher der Gesellschaft ohnedies mit Haut und Haar angehörte, noch mehr zu versichern; es handelte sich aber darum, den Sohn wie den Vater zu umgarnen und sich auch der vielversprechenden Persönlichkeit des erzherzoglichen Bastards für die Zukunft zu versichern.

Auf die Frage des erröthenden Officiers, woher er denn von seiner Ankunft gewußt habe, gab der Jesuit eben so einfach zur Antwort, daß der Erzherzog seinen Sohn ihrem ganzen Collegium so warm empfohlen habe, daß kein Tag vergangen sei, an welchem sie sich nicht nach den zugereisten Stauder'schen Officieren erkundigt hätten.

Eckart, durch so viele Güte und Freundschaft gerührt, dankte dem Mönch mit einem warmen Händedruck. Beide schlenderten gemächlich durch die Straßen und gelangten endlich auf den Stephansplatz, damals noch „Stephansfreithof.“

Hier legte der Pater seine Hand auf die Schulter

des jungen Officiers und sagte: „Seht Euch einmal, mein Sohn — Ihr erlaubt doch, daß ich Euch geistiger Weise meinen Sohn nennen darf? — seht Euch einmal diesen Wunderbau an, sollte man nicht sagen, daß dieser Dom die in Stein verwandelte Andacht der Gläubigen sei? Kommt es Euch nicht vor, als ob diese Säulchen und Knäufe, diese Schnörkel und Rosen, kurz diese tausendfältigen Verschlingungen der wahrste und anschaulichste Ausdruck der göttlichen Geheimnisse darstelle? — Jetzt laßt uns aber eintreten." Der Pater zog den Officier am Arm in die Kirche hinein; als sie darinnen standen, hob der Jesuit wieder an: „Erfüllt dieses Halbdunkel, dieses sich an den farbigen Langfenstern brechende Licht, diese Stille, dieser Weihrauchgeruch, diese Schreine voll Ueberbleibsel seliger Blutzeugen, diese ernsten Grabdenkmale, erfüllen sie nicht die Seele mit unendlichem Frieden? Sagt, junger Mensch, fühlt Ihr Euch hier an diesem Ort nicht heiliger und besser, als Außen — der Jesuit wies nach der Pforte — im Gewühl des Volkes?"

Eckart mußte gestehen, daß der Jesuit mit einem seltenen Verständniß seines Herzens gesprochen hatte, Eckart fühlte das Alles, was der Mönch so passend und hübsch auszudrücken wußte. — Er nickte daher bejahend. Der Jesuit fuhr fort, indem er einen Blick über den Anzug des Jünglings hingleiten ließ: „Vermuthlich

Eure Wahl?" — Dabei deutete er auf den kriegerischen Rock Eckarts.

„Nicht doch, meines Vaters Wunsch."

„Schön von einem Sohn, wenn er die Wünsche eines so liebenden Vaters erfüllt, wie Se. Durchlaucht einer ist, aber nicht ohne Gefahr."

„Pr!" machte Eckart mit einer abweisenden Geberde.

„O ich rede nicht von den Gefahren des Leibes, ich weiß, daß der Sohn eines Helden nicht feige sein kann, ich spreche von jenen Gefahren, welche das Leben im Feldlager mit sich bringt, von den unordentlichen Begierden, welche durch das böse Beispiel gereizt werden, von dem Blutvergießen, vor dem eine zarte jungfräuliche Seele unwillkürlich zurückbebt, mit einem Wort — hier schüttelte der Mönch unaufhörlich den Kopf — ich hätte diesen Stand nicht gewählt."

„Und was hätte ich denn für einen nach Eurer Ansicht erwählen sollen? fragte Eckart, den Unmuth nur mit Mühe unterdrückend.

„Was für einen Stand? Es giebt doch so viele Gott gefällige Beschäftigungen. Da habt Ihr gleich den Stand eines wackeren Grundherrn, welcher durch den Schutz, den er unserer heiligen Religion gewährt, unendlich viel Gutes wirken kann, da habt Ihr den Stand eines Staatsdieners, welcher sich durch die kluge Leitung der öffentlichen Angelegenheiten unsterbliche Verdienste

erwerben kann, da habt Ihr endlich Kaufherrn, der mit den errungenen Reichthümern sich irdische Wohlfahrt und die ewige Seligkeit erkaufen mag. Die ehrenwerthen Fugger waren schlichte Kaufleute, zweifelt Ihr an ihrem zeitlichen Glück? oder glaubt Ihr, daß diese großen Wohlthäter der Kirche und Armuth nicht der ewigen Freuden theilhaftig wurden?"

„Ihr redet von allen Ständen, nur von Einem nicht?"

Der Mönch stellte sich überrascht und fragte: „Von welchem Stand hätte ich denn nicht gesprochen?"

„Von Eurem eigenen."

„Mein Stand! mein Stand! der kommt wohl bei Euch nicht in Frage" — wer das Aufleuchten der Augen des Jesuiten beobachtet hätte, würde aber ganz überzeugt worden sein, daß dieser Stand nach des Jesuiten Meinung gar sehr in Frage kam, ja daß der Mönch von vorne herein gar keine andere Absicht hatte, als diese Frage herbeizuführen. Er fuhr fort: „Mein Stand ist ein bescheidener, demüthiger Stand, nicht ohne Freuden, ich gestehe es, nicht ohne Befriedigung, ja ich möchte sagen, daß die Resultate unserer Bemühungen, je geräuschloser sie zu Stande kommen, desto wichtiger und umfassender sind, aber Ihr wißt, was von Eigenlob zu halten ist, und so schweige ich, aber des Einen darf ich Euch versichern, daß ich dieses schlichte Habit um Alles in der

Welt nicht gegen Euer glänzendes Wamms vertauschen möchte."

Der Ordensmann sagte dies mit so aufrichtiger Miene, daß Eckart, dem die Gottgefälligkeit des Mönchsstandes frühzeitig eingeprägt worden war und der selbst einen Bettelmönch zum Lehrer hatte, sich einen Augenblick seiner prunkvollen Kriegertracht schämte und das bescheidene Habit seines Begleiters mit einer Art Neid ansah. „Ach mein Gott!" rief Eckart aus, um seinen Gefühlen Worte zu verleihen, „sagt es nur gerade heraus, das ich mich selbst von einem Stand ausgeschlossen habe, welcher der schönste und nützlichste ist, den ich kenne." Der Mönch, welcher diesen Ausspruch erwartet zu haben schien, drückte dem jungen Soldaten die Hand und erwiederte: „Redet nicht so, mein lieber Sohn, wer spricht denn von Ausschließung? seit wann schließt die Kirche ihre frömmsten Söhne von ihrem Dienste aus. Ihr habt einfach bis jetzt keine Lust, keinen Beruf gefühlt, diesen Stand zu ergreifen, das ist Alles! Ich bin weit entfernt zu sagen, kommt in unsre Mitte, werdet ein einfacher Mönch, aber ich gebe Euch die Versicherung, daß wir uns Alle herzlich freuen würden, Euch als lieben Genossen unseres heiligen Amtes zu begrüßen."

Die Worte des Mönchs waren augenscheinlich nicht ohne mächtigen Eindruck auf das Herz des Jünglings geblieben; er stand lange sinnend da, ohne daß ihn der

Mönch aus den Augen ließ und wollte eben den Mund zu einer vielleicht verhängnißvollen Antwort öffnen, als sich sein Begleiter am Aermel gezupft fühlte; es war ein Hofbedienter des jungen Königs, der den Jesuiten zu seinem Herrn beschied. Der Mönch war über diese Unterbrechung im entscheidenden Augenblick sichtlich geärgert, wagte aber doch nicht länger zu säumen und fragte daher, als könne er nicht ohne Resultat bleiben:

„Nun, mein lieber Sohn, wolltet Ihr wirklich das Ordenskleid annehmen?“

Diese zu directe Anfrage verdarb Alles, was der Jesuit gut gemacht hatte; sie nöthigte dem jungen Mann eine Entscheidung ab, zu der er sich vielleicht freiwillig entschlossen hätte. Eckart ertappte sich, daß er auf dem Punkte stand, eine unendlich wichtige Angelegenheit ohne gehöriges Nachdenken mit ein paar Worten abzuthun; er schrack zurück und entgegnete kurz grüßend: „Ich werde über die Sache nachdenken,“ und als der Jesuit die Stirne in Falten zog: „Ihr habt doch nichts dawider, daß ich einen so wichtigen Entschluß, als der ist, zu dem Ihr mich auffordert, in Erwägung ziehe?“

„Ganz und gar nicht, erwägt so viel Ihr wollt, aber bemerkt, daß der Mensch Zweifelhaftes lange, gute Entschlüsse dagegen niemals bedenken, sondern sogleich ausführen soll.“ Nachdem der Jesuit diese Mahnung mit

großem Ernst an den Officier gerichtet hatte, setzte er mit der alten Herzlichkeit hinzu:

„Unser Haus, Ihr wißt doch am Hof zu den neun Chören der Engel, steht Euch jeder Zeit offen, dann nickte er und entschwand.

Eckart wäre noch eine Weile, seinen Gedanken Gehör gebend, stehen geblieben, wenn sich ihm nicht gleich nach der Entfernung des Jesuiten eine schwere in hirschledernen Stulphandschuhen steckende Hand auf die Schulter gelegt hätte.

Der Mann, welcher diese unvorhergesehene Bewegung ausführte, hatte bisher hinter einem der hohen Pfeiler verborgen gestanden; er trug die Uniform eines kaiserlichen Obristen und war ein Mann von feinen Gesichtszügen, die einen gewissen Grad von Schlauheit ausdrückten, sein Bart war sorgfältig gepflegt und man bemerkte sogleich, daß die soldatische Rauheit, die er zuweilen zur Schau trug, nicht angeboren, sondern eigenwillig angenommen war.

Der Obrist sprach, als ob er den jungen Menschen weiter nicht kenne: „Ei Kamerad, lieber mit scheinheiligen Pfaffen als mit schönen Weibern? das nimmt mich Wunder, ist sonst nicht Soldatenbrauch.“ Der junge Mann wurde blutroth und erwiederte, daß der Mann, welcher ihn so eben verlassen, gewiß die höchste Achtung verdiene. Der Oberst machte eine geringschätzige Be-

wegung und setzte lächelnd hinzu: „Ihr wollt sagen, die höchste Beachtung und damit mögt Ihr nicht Unrecht haben, ich setze natürlich voraus, daß Ihr den Mann kennt, mit dem Ihr in einer so vertraulichen Unterredung begriffen waret.

Eckart, welcher sich mit seinem neuen Bekannten der Kirchthüre genähert hatte und ehrerbietig einen Schritt hinter dem Obersten einherging, blieb stehen und erwiederte kopfschüttelnd: „Eure Voraussetzung ist falsch, denn ich kenne ihn so wenig als Euch, mein Herr.“

„Nun wohl, um dem letzteren Uebelstand abzuhelfen, habe ich die Ehre Euch zu sagen, daß ich der Obrist Freiherr von Khuen, Sr. Majestät geheimer Rath bin, und Ihr mein junger Freund?

„Hauptmann Eckart bei den Stauderischen.“

„Eckart! Eckart! Ei mein Gott — der Obrist rieb sich die Stirne, — wer kann sich auch alle Familiennamen merken, Eckart von —?“

„Eckart von Winkel,“ antwortete der Befragte, auf's Neue hoch erröthend.

„Also Eckart von Winkel, freut mich, mein lieber Eckart, Eure Bekanntschaft gemacht zu haben, der alte Stauder mein besonderer Freund, rostiger Haudegen der alte Stauder, nicht wahr, mein Söhnchen? — Aber um

auf unser früheres Thema zurückzukommen, Ihr kanntet also den Mönch in allem Ernste nicht?"

„Wie sollte ich? da ich erst seit ein paar Stunden in Wien bin."

„Ach, Ihr seid erst ein paar Stunden hier? Dann kennt Ihr freilich nicht den verschmitzten Patron."

„Er sieht aber in keiner Weise verschmitzt aus."

„Ihr meint?"

„Ich getraue mich sogar zu behaupten, daß er ein durchaus würdiger Mann ist."

Khuen lachte, da die Kirchthüre bereits hinter ihnen lag, als ob sein junger Freund etwas absonderlich Spaßiges gesagt hätte; in dem jungen Mann stritt sich die Achtung vor einem Officier von Khuens Rang mit der aufrichtigen Ehrfurcht, die er für jeden Geistlichen und insbesondere den schlichten gemüthvollen Jesuiten hegte; er schwieg daher und wartete geduldig ab, bis der Obrist den dritten und letzten Anfall eines hartnäckigen Lachkrampfes glücklich überstanden hatte, dann sagte er etwas bitter: „Es freut mich, wenn ich zu Euer freiherrlichen Gnaden Unterhaltung beigetragen."

„Seid mir darum nicht böse, mein Liebster, aber Wilhelm Lamormain gilt nun einmal für einen der verschlagensten Mönche, die es je gegeben hat."

„Wie, das wäre des Königs Beichtvater gewesen?"

„Da er es Euch in seiner schlichten Aufrichtigkeit zu

sagen vergessen hat, so erlaube ich mir Euch zu versichern, daß es Wilhelm Lamormain war, der Euch ohne Zweifel für Ordenszwecke anwarb."

Eckart, der den Sinn dieser Rede mißverstanden hatte, versetzte: „Ich kann einen guten Rath noch keine Werbung nennen."

„Also der schlichte Pater hat Euch Rath ertheilt? Es wäre wohl zu vorwitzig, wenn ich diese Rathschläge zu hören wünschte.

„Mit Vergnügen, der ehrwürdige Vater meinte nur, daß ich gut thäte, dieses Kleid gegen das Ordenshabit zu vertauschen."

„Sonst nichts?"

„Und ich muß gestehen . . . ."

„Keine Geständnisse, junger Mann, die Euch in spätern Tagen die Schamröthe in die Wangen treiben würden; der liebe Bruder Wilhelm wollte also nichts anders, als Euch zum Mönch machen. — Khuen rieb sich seelenvergnügt die Hände — kein übler Gedanke, einen gesunden jungen Mann, einen hübschen Mann, einen Mann, dessen Anblick dem keuschesten Mägdlein das Mieder zu eng werden läßt, einen Mann, der für Ruhm und Ehre geboren zu sein scheint, in ein Kloster einzusperren. Ich muß Euch etwas gestehen!"

„Was denn, Herr Obrist?"

„Daß mich diese Keckheit selbst in dem Mund dieses heuchlerischen Pfaffen überrascht.“

„Ihr verfahrt sehr hart mit dem würdigen Priester.“

„Laßt mich mit dieser Würdigkeit in Ruhe. Hättet Ihr mehr Erfahrung, so würdet Ihr dem ganzen empörenden Seelenschacher besser auf den Grund sehen. Glaubt Ihr wohl, daß der ehrwürdige Herr sich eben so angelegentlich um das Seelenheil des Lieutenants Hinz oder Kunz bemühen würde? Ja wenn diese vortrefflichen Officiere gleich Euch Eckart hießen und in Winkel zu Hause wären, dann könnte es geschehen.“

Eckart merkte zu seiner Ueberraschung, daß seine Geburt auch dem Obersten kein Geheimniß war, und erwiederte gleichgültig: „Ihr seid allzu streng.“

„Wie zu streng? Meint Ihr nicht, daß wenn es der Wunsch Eures Vaters oder Gerhabe's gewesen wäre, daß Ihr in einen geistlichen Orden treten solltet, diese Euch ihren Willen schon früher zu erkennen gegeben hätten?“

„Darin habet Ihr Recht,“ antwortete Eckart, dem die Wahrheit dieses Gedankens vollkommen einleuchtete.

„Nun, wenn ich Recht habe, so habe ich vielleicht auch damit Recht, wenn ich Euch sage, daß Ihr jetzt dem Kaiser gehört und niemand Anderem. Des Kaisers rechte Hand ist aber, wie Euch genugsam bekannt sein dürfte, der Cardinal, ein großer Mann, auf Ehre! ein Mann, der das wahre Verdienst zu schätzen und belohnen weiß, ein Mann

von dessen Willen Eure Zukunft abhängt. Ihr meint vielleicht, wie hundert Andere, die einen Pfaffen, einen Kammerherrn oder gar Erzherzog zum Gönner hatten, das würde Euer Glück machen. Laßt aber, wenn Ihr zufällig in diesem Fall wäret, jeden derlei Gedanken bei Seite, bei unserm Cabinetsdirector hilft nur Eines — das wahre Verdienst und die unerschütterliche Treue gegen den Landesherrn. Damit Ihr aber beurtheilen könnt, wie es mit dem Schutz der Großen, den Cardinal natürlich ausgenommen, beschaffen sei, so will ich nur das Andenken an einen der tüchtigsten Haudegen auffrischen, die je einen Strauß ausfochten. Habt Ihr nie von dem Obersten Ramē gehört?"

„Wartet einen Augenblick, — diente er nicht dem Erzherzog Leopold?"

„Ganz recht und das war sein Unglück. Der Erzherzog hielt auf den Ramē große Stücke und ging mit ihm wie mit seines Gleichen um, aber der gute Obrist hatte das Unglück nicht eben so gut kaiserlich als Leopoldisch gesinnt zu sein und da. . . ."

„Und da?"

„Verlor er denn den Kopf . . . ."

„Und that sich ein Leid an?"

„Nein, es wurde ihm ein Leid angethan, der Erzherzog, der so große Stücke auf ihn hielt, ließ ihm den Kopf vor die Füße legen."

„Und weshalb? wenn die Frage erlaubt ist.“

Khuen neigte den Kopf etwas seitwärts, blies die Luft zwischen den geschlossenen Lippen durch und sagte: „Aus höchst bedeutender Ursache.“

„Und diese Ursache?“

„Hat Se. Durchlaucht mitzutheilen nicht für klug erachtet.“

„Er hat sich vielleicht gegen den Erzherzog verschworen?“

„Ach geht, der Ramē war ja der blindeste Anhänger seines Herrn.“

„Nun eine Ursache muß aber doch da gewesen sein.“

„Könnt Ihr schweigen?“

„Ob ich es kann!“

„Nun ich will Euch diese Ursache im Vertrauen entdecken, Ramē verlor den Kopf, weil es der Cardinal so haben wollte.“

„Unmöglich!“

„Nicht im Geringsten, und Ramē hat sein Schicksal sogar wohl verdient, nur nicht von seinem Herrn, den er zum König von Böhmen und deutschen Kaiser machen wollte.“

„Was Ihr sagt?“

„Die lautere Wahrheit. Seht Ihr dort jenen mageren, gebeugten Mann sich mit den Händen zurecht tastend, um die Ecke der Goldschmiedgasse biegen?“

„Ich sehe, aber was hat der hilflose alte Mann mit dem Obersten Ramē gemein?"

„Viel mehr, als Ihr glaubt, übrigens ist der Mann nicht so alt, nur sind seine Füße halb gelähmt, die Augen sehr schwach und seine Arme fast unbrauchbar. Woher meint Ihr, daß seine Preßhaftigkeit rührt?"

„Von Krankheiten sonder Zweifel, denn der Mann scheint kein Kriegsmann, sonst würde ich sagen, von seinen Wunden."

„Ihr habt Recht, er ist kein Kriegsmann, aber mit den Krankheiten habt Ihr es schlecht getroffen. Der gute Mann wurde auf der Folter so lange gereckt und gestreckt; an seine Beine wurden so ungeheure Lasten gehängt, seine Arme wurden so fürchterlich gebrannt, daß es ein halbes Wunder ist, daß er überhaupt noch lebt."

„Und wer ist der Unglückliche?" fragte Eckart mit einem Anflug vor Grauen.

„Ein Freund des Obristen Ramē und Liebling des Bischof's von Passau, der geheime Rath Tenagel, der dieses durchlauchtigen Bischofs und Erzherzogs willen noch fort im Kerker schmachten könnte, wenn sich nicht der Cardinal seiner erbarmt und der König von Spanien für ihn sich verwendet hätte."

„So ist der Erzherzog wohl ein harter Gebieter?"

„Hart? könnte nicht eigentlich sagen hart, denn er

ging mit dem Ramee, Tenagel und Hubitzky wie mit Brüdern um."

„Aber?"

„Aber er hat eine eigne Art. So befand sich Se. Durchlaucht eben auf der Reiherbeize, tutete auf dem Horn, ritt sein Pferd halb lahm, lachte und trank mit seinen Jagdgenossen, und unterschrieb mitten in dem allgemeinen Jubel das Bluturtheil über den Ramē."

„Ein seltsamer Herr!"

„Wie Ihr wollt, mein Cardinal dagegen ist ein ganz anderer Mann; felsenfest und jedes Verdienstes eingedenk. Die Khevenhüller könnten davon erzählen, selbst die religiösen Ansichten vermögen sein scharfes Auge nicht zu blenden; Katholik und Protestant sind ihm in dieser Beziehung gleich."

„Das ist aber sehr schlimm."

„Schlimm? O man merkt es, daß Ihr an einen Jesuiten angestreift seid, als ob ein Verdienst von einem Lutheraner erworben nicht eben so werthvoll wäre, als das des Katholiken."

„Ihr seid doch Katholik?"

„Das will ich meinen."

„Und Eure Familie, wenn Ihr welche habt?"

„Meine Frau ist eine bessere Katholikin, als die heilige Theresia."

„Spottet nicht!"

„O so bemüht Euch zu fragen.“

„Dann begreife ich nicht.“

„Werdet schon begreifen, wenn Ihr Eure mönchischen Begriffe einmal abgestreift habt.“

„Und der Cardinal?“

„Ist doch wohl unverdächtig, da er selbst Tausende zum Katholicismus bekehrt hat. Ich sage Euch, junger Mann, haltet Euch an den Khlesl und Ihr werdet damit gut fahren. Uebrigens wird es mich freuen, wenn ich Eure Jugend hie und da berathen kann.“

Eckart verbeugte sich, fest entschlossen von dem Anerbieten Khuens keinen Gebrauch zu machen und dem Cardinal noch mehr mißtrauend, als es schon in Folge manches aufgefangenen Wortes seiner Eltern der Fall war, tief vor dem Obersten, der, ihm die Hand schüttelnd, seines Weges ging.“

„Der wird anbeißen!“ sagte sich Khuen frohlockend, „und wir werden den Alten mit dem Jungen zugleich fangen.“

„Der hat sich verrechnet!“ dachte Eckart, „er hält mich für einfältig und glaubt, ich merkte nicht, daß er mich in die Klauen des Cardinals bringen will, übrigens traue ich auch dem Schwarzrock nicht weiter, der mir zu sagen vergessen hatte, daß er Pater Lamormain, der Beichtvater des Königs sei. Woher übrigens alle die verwünschten Leute wissen, daß ich meines Vaters Sohn bin?

Ist es doch, als ob es mir auf der Stirne geschrieben stände."

Bei Eckart war das stumme Denken gegen Ende seines Monologes in lautes Reden übergegangen. Eine dritte Person, welche den letzten Satz gehört hatte, ging auf den jungen Mann zu und sagte mit der Tröstermiene eines alten Vaters oder Oheims, indem er dem Officier die Hand drückte: „Beruhigt Euch, mein Freund, es steht nicht auf Eurer Stirne geschrieben, daß Ihr Eures Vaters Sohn seid, dagegen steht es aber in zehn, zwanzig, vielleicht hundert Briefen, daß Herr Johann Eckart, kaiserlicher Officier und Sohn Sr. Durchlaucht des Erzherzogs-Deutschmeister an dem und dem Tage in Wien eintreffen, und dort und dort wohnen werde. Die Jesuiten haben ihre geheime Correspondenz, Se. Eminenz der Cardinal hat sie und die protestantischen Stände haben sie auch. Ich zum Beispiel erhielt ein Schreiben, worin es heißt: Johann Eckart, Sohn des Hoch- und Deutschmeisters, soll, dem Willen seines Vaters gemäß, in die Welt treten; der junge Mann hat gute Anlagen, viele Kenntnisse, reine Sitten, wurde jedoch so wenig an selbständiges Denken gewöhnt, daß ihm alles und jedes Urtheil mangelt; er hält die Protestanten für etwas schlimmer als die Heiden, und würde es wahrscheinlich vorziehen, falls man ihn zu einer Religionsänderung zwänge, Jude zu

werden. Ich glaube nicht, daß es der junge Mann jemals zum Selbstdenken bringen werde; übrigens werdet Ihr Euch ja bald selbst überzeugen, denn der junge Cavalier reist übermorgen von Innsbruck ab und wird Donnerstag den siebenten in Wien eintreffen."

Eckart konnte vor Erstaunen kaum zu sich selbst kommen, das war stärker, als er erwartet hatte; übrigens wußte er jetzt wenigstens, was ihn noch vor einer Minute in Bestürzung versetzt hatte, nämlich woher die Leute von seiner Ankunft Kenntniß hatten. Er wandte sich an seinen Unterredner, einen stattlichen Mann, der in den Fünfzigern stehen mochte, und sagte nicht ohne Verlegenheit: „Und welcher der genannten Parteien darf ich Sie, mein Herr, zuzählen?"

„Der letzteren natürlich; keine Partei wiederholt sich an ein und demselben Tage, also muß ich wohl den Protestanten angehören, da diese noch nicht angeklopft haben. Ich will kurz sein und nicht sagen, was meine Vorgänger vermuthlich mit vieler Geschicklichkeit angebracht haben, daß sie stets zu den verschiedenartigsten Dieſtleiſtungen bereit seien. Ich komme gar nicht, um Ihnen, mein Herr, einen Dienst zu erzeigen, sondern im Gegentheil Sie zu vermögen, uns derlei zu erweisen. Ich komme wie meine Vorgänger mit der geheimen Absicht, Sie für meine eigene Partei zu gewinnen — nicht, als ob uns Ihre Persönlichkeit so wichtig schiene, als ob wir

von Ihrer Kraft große Vortheile erwarteten; es ist uns, wie den Anderen, um den Vater zu thun, dessen Stellung und Einfluß tausendmal bedeutender ist, als es die Ihrige jemals sein wird. Ich glaube, daß meine Schritte vergebens sein werden, und daß Diejenigen irren, welche von der Freundschaft des Sohnes zu viele Aenderungen im Charakter des Vaters erwarten, aber ich habe meinen Freunden zugesagt, einen persönlichen Versuch zu wagen, und so habe ich denn meine Zusage, und zwar auf die geschickteste Weise von der Welt erfüllt, denn ich weiß gar wohl, daß meine Sendung nur auf die Weise, wie ich mich ihrer so eben entledigte, gelingen kann."

Die Rede des Fremden nahm den jungen Officier, seiner selbst unbewußt, für sich ein, Eckart konnte so freimüthige Worte nicht hören, ohne denjenigen zu bewundern, der sie an ihn richtete und sich zugleich durch die günstige Meinung, welche man gerade dieses Freimuthes willen von ihm haben mußte, geschmeichelt zu fühlen. Er entgegnete: „Etwas, mein Herr, haben Sie jedenfalls erreicht, falls Ihnen dasselbe von irgend welchem Werth scheint; Sie haben meine Achtung, die Achtung für Ihren Verstand und Ihr Herz im Sturm erobert und mich jungen Officier durch Ihre Ueberlegenheit zur Uebergabe gezwungen."

Der Fremde verbeugte sich leicht und fuhr fort: „Uebergeben Sie nie eine Festung, ehe Sie noch den

Belagerer kennen, und versichern Sie nie einem Menschen Ihre Achtung, ehe Sie noch wissen können, ob er sie Ihren Begriffen nach verdient."

Eckart wollte Gegenvorstellungen machen, der Fremde aber ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern sprach: „Ich kenne eine Persönlichkeit, die mein religiöses Bekenntniß theilt, und welcher Sie gewiß nicht gesagt hätten: Herr, ich achte Sie!"

„Und welche Persönlichkeit wäre das?"

„O, ich rede von einer Persönlichkeit, die ich genau kenne, von einem meiner besten Freunde, von Georg Erasmus Tschernembl."

„Dem Rebellenchef und Hochverräther?" fiel der Officier mit allen Anzeichen des Aergers ein.

„Rebellenchef und Hochverräther? Mir ist nicht bekannt, daß Herr von Tschernembl je solcher Verbrechen angeklagt worden wäre."

„Kann sein, daß er es nicht wurde, ich aber weiß doch, daß er es verdient hätte."

„O, erzählt dies mir, lieber Herr, es würde mich sehr interessiren."

„Ihr nanntet den Mann Euren Freund?"

„Ihr hörtet aber auch, daß ich selbst zweifelte, ob er Eure Achtung verdient hätte."

„Ihr versprecht also, nicht böse zu werden?"

„Dieses Schlingels willen gewiß nicht."

„Tschernembl ist der geschworene Feind Gottes, der persönliche Gegner Jesu Christ's.“

„Das ist mir allerdings neu!“

„Er hat den kühnen Streiter Christi selbst verhaftet, welcher seinen Fuß auf den Kopf der Schlange setzen wollte.“

„Damit wollt Ihr vermuthlich sagen, daß mein Freund, der Gott- und ehrvergessene Wicht, den Mordversuch Jean Chastels vereitelte und den großen König Heinrich rettete?“

„Ich habe bis auf den Tag nur gehört, daß dieser König Heinrich der Inbegriff aller Laster war.“

„Ganz die Ansicht eines andern meiner persönlichen Freunde.“

„Der scheint mir schon ein anderer Mann, und wie heißt er?“

„Franz Ravaillac, zu dienen.“

„Und Ihr kanntet diesen Meuchelmörder?“

„Ja ich kannte ihn, aber nennt ihn nicht Meuchelmörder, heißt ihn einen andern St. Georg. Ihr wißt ja selbst, Heinrich war ein Drache.“

„Nach meiner Meinung ist Ravaillac ein Elender.“

„Hierin ist wieder mein anderer Freund ganz Eurer Ansicht. Aber klärt mich doch auf, lieber Herr, warum ihn den Jean Chastel so hoch haltet und den Ravaillac so nieder?“

„Mein Vater und alle meine Lehrer waren in dem Lob du Chastels, so wie in dem Abscheu vor Ravaillac einig."

„Soll ich euch sagen, weshalb?"

„Thut es."

„Weil sie nach dem mißlungenen Versuch Chastels noch Jemand brauchten, der die That ausführte, nach Ravaillac's vollbrachtem Mord aber Niemand mehr."

„Ihr werdet doch nicht glauben?"

„Daß Euer Vater sich je einem Mordgedanken befreunden könne, niemals, eher würde ich noch auf die Achtbarkeit des armen Tschernembl schwören."

„Thut das auch nicht, denn er verdient es so wenig."

„Hat er noch andere Verbrechen verübt?"

„Er hat gegen Kaiser Rudolf conspirirt."

„Wenn das ist,dann habt Ihr Recht. Man sollte Alle, die sich in die Verschwörung gegen den Kaiser einließen, an einen und denselben Galgen hängen, seid Ihr nicht auch meiner Ansicht?',

„Verdient hätten sie's."

„Aber es ginge doch nicht."

„Und warum ginge es nicht?"

„Weil sich unter den Verschwörern einige angesehene Personen befinden, mit denen man doch nicht so kurzen Proceß machen könnte."

„Zum Beispiel?“

„Ein gewisser Mathias, der nachher deutscher Kaiser wurde, ein sicherer Melchior Khlesl, den der Papst etwas später mit dem Cardinalshut beehrte, einige Prinzen von Geblüt, die gegenwärtig damit umgehen, dem Kaiser Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nein, es geht wirklich nicht. Ob aber der Tschernembl strafbarer ist, als die Prinzen und Cardinäle?“

„Nein, strafbarer nicht, aber man sagt. . . .“

„Was sagt man?“

„Daß er an der völligen Freigebung seines Cultus arbeitet.“

„Nun, die letzte Missethat hat er mir selbst zugestanden, und solltet Ihr es glauben, er rühmte sich noch derselben. Aber wir entfernen uns von dem Ausgangspunkt des Gespräches; es handelte sich, wenn ich nicht irre, darum, ob Ihr dem guten Tschernembl auch Eure Achtung bezeugt hättet.“

„Niemals, das schwöre ich!“

„Ich bitte, schwört nicht, sondern hört mich einen Augenblick an. Haltet Ihr mich für aufrichtig?“

„Sogar für schrankenlos aufrichtig.“

„Sehr gut, würdet Ihr also glauben, wenn Euch Jemand versicherte, daß ich kein wahres Wort über die Zunge brächte?“

„Ich würde im Gegentheil behaupten, daß Ihr verleumdet von dem seid.“

„Noch besser, denkt also, guter Herr, mein Freund Tschernembl sei verleumdet worden.“

„Euer Schluß hinkt, ich kann mir gar wohl einbilden, daß Ihr keiner Vorstellung fähig seid, aber nicht, daß Tschernembl eben so aufrichtig ist.“

„Warum nicht?“

„Weil ich den Mann nie kennen gelernt habe.“

„Da habt Ihr ein wahres Wort gesprochen, aber sagt, ist es seine Schuld, daß Ihr ihn nicht kennt und daher nicht besser beurtheilt?“

„Das will ich eben nicht sagen.“

„Wenn ihr Ihn aber kennen lerntet?“

„Würde ich ihn vielleicht günstiger beurtheilen.“

„Nun so haltet Wort.“

„Sobald ich ihn kennen lerne.“

„Es ist geschehen.“

„Wie das?“

„Ihr kennt ihn.“

„Wen?“

„Meinen bösen Freund.“

„Ihr wäret?“

„Der Rebellenchef und Hochverräther, der Feind Gottes und persönliche Gegner Jesu Christi, der ab-

scheuliche Lebensretter Heinrich IV. und der Mitverschworene Eures Vaters — Tschernembl."

„Ihr wäret der Freiherr von Tschernembl?"

„Ja und was das Merkwürdigste ist, trage ich keine Hahnenfeder am Baret und schleppe keinen Pferdefuß nach."

Diese letzte Redensart des Freiherrn war ganz wohl angewendet, denn Eckart hatte eine so üble Meinung von allen Protestanten und von dem österreichischen Protestantenhaupt insbesondere, daß er sich nicht gewundert haben würde, teuflische Merkmale an ihm zu erblicken.

Tschernembl, welchen die Ueberraschung des jungen Officiers unterhielt, fuhr fort: „Ich sehe, daß die Berichterstatter meiner Partei nicht gelogen haben, Ihr seid, mein bester Eckhart, wie Euch der Pfarrer von St. Jakob schildert, ein ganzer Mann, aber tagblind; eine Augenkrankheit, welche die natürliche Folge andauernder Finsterniß ist. Ist das Uebel noch heilbar, so wird es durch die Gewöhnung an das Sonnenlicht gehoben werden."

Eckart hatte von der ganzen Rede Tschernembls nichts als die Erwähnung des Pfarrers von St. Jakob verstanden. Wie kam der ehrwürdige Stadtpfarrer von Innsbruck dazu, dem Protestantenchef sein Bild zu entwerfen, das mußte er erfahren. Er fragte deshalb. Tschernembl entgegnete, seine spöttische Miene mit einem Mal ablegend: Ich will es Euch sagen und hiemit einen Be-

weis geben, daß ich den Satz „Haereticis non est servanda fides“ nicht für das allgemeine Dogma der Katholischen halte; ich erwarte von Eurem Ehrgefühl Bewahrung des Euch anvertrauten Geheimnisses. Der Pfarrer von St. Jakob ist Protestant.“

„Der ehrwürdige Mann, der sich mit mir so väterlich unterhalten hat! Wie konnte er doch seine Herzensmeinung verbergen?“

„Die Antwort steht hier in seinem Brief.“ (Liest:) „wurde jedoch so wenig an selbständiges Denken gewöhnt, daß ihm alles und jedes Urtheil mangelt, er hält die Protestanten für etwas schlimmer, als die Heiden.“ „Ihr seht ein, daß es der ehrwürdige Mann nicht wagen konnte, gegen Euch aufrichtig zu sein.“

„Aber warum seid Ihr aufrichtig?“

„Das macht mich lachen. Was hätte ich denn von Euch zu besorgen, Herr Officier?“ Der Pfarrer dagegen in Mitte einer fanatischen Katholikengemeinde, unter einem katholischen Eiferer wie Max von Oesterreich, hatte ganz guten Grund, seine wahre Meinung zu verbergen.“

„Und dennoch vertraut Ihr mir den wahren Sachverhalt?“

„Weil ich weiß, daß der redliche Pfarrer dabei keinerlei Gefahr läuft. Zwischen dem jungen Herrn Eckart und dem kaiserlichen Officier liegt doch wohl eine weite Kluft. Ich werde dem letzteren unbedenklich Dinge an-

vertrauen, die ich mich Jenem mitzutheilen gehütet haben würde."

„Und Ihr habt Recht, vollkommen Recht."

„Jetzt aber zu meinem eigentlichen Zweck."

„Ich höre."

„Glaubt Ihr wirklich, daß die Hunderttausende und Millionen, welche sich der neuen Lehre zuwandten, nichts als Verschwörer sind? denkt Ihr, daß die vielen standhaften Bekenner, die für ihren Glauben den Märtyrer-Tod gestorben, wirklich nichts als Lasterhafte waren, wie Eure Priester verkündigen? meint Ihr, daß die vielen gelehrten Männer und sieggekrönten Helden, die aus den Reihen der reformirten Kirche hervorgegangen, in der That nichtswürdige Menschen gewesen?"

„Soll ich Euch die Wahrheit sagen, so muß ich gestehen, daß ich bis zur Stunde hierüber nicht nachgedacht habe, doch kann ich Euch die Versicherung geben, daß ich meiner Kirche und meinem Glauben bis an das Ende meiner Tage treu anhängen und ihre Gegner als meine Feinde bekämpfen werde."

„Ich habe es nicht anders erwartet."

„Eure Religionsgenossen sind die natürlichen Feinde meiner Freunde."

„Auch das ist bis zu einem gewissen Grade wahr."

„Meine Freunde stehen auf der Seite des Rechtes

und haben kein anderes Ziel, als ihr Seelenheil und die Rettung der bedrängten Kirche."

„Was zwar unrichtig ist, Euch aber nicht von mir, sondern von einer viel ernsteren Lehrerin, die man Erfahrung heißt, bewiesen werden muß."

„Ich habe auf meinen Vater in allen öffentlichen Angelegenheiten keinerlei Einfluß, und würde ihn, falls mir ein solcher zu Gebot stünde, nicht sowohl gegen Eure Person als gegen Eure Sache benützen."

„Amen! mehr wollte ich nicht wissen. Gehabt Euch wohl, mein Bester und erlaubt mir, hinzuzufügen, daß ich, wenn auch nicht mit Gefühlen der Freundschaft, doch mit seltener Achtung von Euch scheide; wenn ich Eines bedaure, so ist es das, daß Ihr einer schlimmen Sache dient."

„So eben wollte ich dieselbe Bemerkung an Euch richten."

„Euer Diener!"

„Desgleichen!"

Die beiden Unterredner verbeugten sich gegenseitig, um wie im ganzen Leben, so auch in diesem Augenblick verschiedene Wege einzuschlagen.

Eckart schlenderte gedankenvoll seiner Wohnung zu, die er in der Weihburgstraße genommen hatte.

Die drei unmittelbar auf einander folgenden Unterredungen so ähnlichen und doch wieder verschiedenen In-

haltes hatten sein ganzes Denkvermögen in Aufruhr gesetzt. Er hatte zum ersten Mal fremde Meinungen gehört; in Tyrol und der Umgebung seines durchlauchtigen Vaters konnte es nur Eine Meinung geben, welche wieder die Verdammung jedes Gegensatzes in sich faßte. Er konnte sich bei seinem an sich ganz gesunden Verstand nicht darüber täuschen, daß man von drei entgegengesetzten Seiten die Angel nach ihm ausgeworfen hatte.

Ein egoistischer Zweck war jenen drei Männern, deren erste Bekanntschaft er heute gemacht hatte, völlig gemein. Dieses Bestreben, einen Parteizweck zu erreichen und ihn als Mittel zu benützen, konnte alle drei in seiner Achtung nicht gerade höher stellen. So weit war Eckart mit sich selbst einig; eine innere Stimme flüsterte ihm zu, daß der Ketzer unter den Dreien am ehrlichsten und klügsten zu Werke gegangen sei, aber er verstopfte sich die Ohren, und wollte diese rebellische Stimme nicht hören. — Er eilte die Stiege hinauf und schritt auf den Tisch zu, denn er hoffte auf Nachrichten von seiner Mutter, die ihm zugesagt, er werde in Wien bereits Briefe vorfinden.

Ein Brief lag in der That auf dem Tisch; er erbrach ihn, unbekannte Schriftzüge traten seinen Augen entgegen; er forschte nach der Unterschrift und las „Elisabeth Freifrau von Khuen.“

Was wollte die Freifrau Elisabeth von Khuen von dem jungen Officier? Er begann den Brief nun regelrecht vom Anfang bis zu Ende zu lesen und erfuhr, daß die Freifrau als eine geborene Gräfin Thurn die Verwandte und Freundin Catharina's von Rosenberg war, daß sich diese Dame freute, den Sohn ihrer unvergeßlichen Freundin kennen zu lernen, daß sie ihn bitte, ihr das Vergnügen nicht zu versagen, den Abend in ihrem Hause zuzubringen, und daß sie sich glücklich schätzen werde, bei ihm Mutterstelle zu vertreten.

Warum hatte aber seine Mutter dieser Freundin nie erwähnt, warum hatte sie ihm nicht einmal einen Gruß an sie aufgetragen? Das mußte einen Grund haben, und da Eckart seine Mutter zu wohl kannte, als daß er sie einer zufälligen Unterlassungssünde beschuldigen konnte, so war er auch überzeugt, daß Frau von Rosenberg für ihr Schweigen sehr triftige Gründe haben mochte. Aber die gute Dame schien nach seiner Bekanntschaft ordentlich zu lechzen; durfte er eine solche Sehnsucht ungestillt lassen? Das ging nicht an; Eckart beschloß also, der Einladung Folge zu leisten. Es würde seine Mutter — die doch, wie er selbst eingestand, ihre guten Gründe haben mußte, der Frau von Khuen nicht zu erwähnen — angenehm überraschen, bildete er sich ein, wenn er ihr schreiben könnte, er habe eine ihrer Jugendfreundinnen gesehen. Wäre Eckart gegen sich selbst auf-

richtig gewesen, so würde er sich bekannt haben, daß Neugierde und der Wunsch, neue Bekanntschaften zu knüpfen, den bei weitem größten Antheil an der zarten Aufmerksamkeit für die Dame Elisabeth Khuen hatten.

VIII. Capitel.

Wie Don Carlos d'Austria das Blindekuh-Spiel verstand.

Eckart überzog sich und kleidete sich in ein Wamms mit Silber ausgeschlagen, mit weit aufgeschlitzten und mit Seide ausgenähten Aermeln; als er glaubte anständig genug gekleidet zu sein, begab er sich nach der Wohnung des Obersten. Khuen bewohnte ein dem neuen Bankgebäude in der Herrngasse gegenüber liegendes Haus.

Mehrere Kutschen, die vor dem Thor hielten, bewiesen sattsam, daß er nicht der einzige Gast des Freiherrn sein werde.

Er stieg die hölzerne Treppe hinauf — leider sind wir als gewissenhafter Berichterstatter genöthigt zu sagen, daß keine Marmorstufen, sondern eine ziemlich brüchige Stiege aus Holz zur Wohnung des geheimen Rathes führte, — er stieg also, wie gesagt, hinauf und hörte

schon von ferne ein Gemisch verschiedener Stimmen, aus welchem sich eine tiefe Männerstimme, die eine etwas fremdartige Aussprache bekundete, besonders hervorhob.

Der Hausherr stand auf der Schwelle und becomplimentirte gerade einen schlank gewachsenen ziemlich bejahrten Mann in Hoftracht. Eine Minute später, nachdem Eckhart von der Frau des Hauses willkommen geheißen war, wurde er dem fremden Cavalier vorgestellt, und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der Mann in Hoftracht der oberste Stallmeister des Kaisers, Graf Cavriani war.

Cavriani stand damals bereits tief im Herbst seines Lebens, aber in einem angenehmen Herbst; sein Herz war jung geblieben, jünger als das seines Herrn, der doch sein eigener Zögling war; Cavriani war jetzt noch ein rascherer Tänzer als Mathias, obgleich auch dieser in podagrafreien Stunden dieser angenehmen Bewegung leidenschaftlich huldigte. Cavriani hatte sich an die Seite der Gräfin gesetzt und ihr bereits zum hundertsten Male versichert, daß er beim Kaiser für den Obersten einen Uriasbrief auswirken wolle, um seine Wittwe, wie König David in seine Burg zu führen. Frau von Khuen hatte zum hundertsten Mal die gewohnte Schmeichelei geduldig belächelt und Obrist Khuen sich ebenfalls zum hundertsten Male eifersüchtig gestellt, mit dem Finger gedroht und gesagt: „Graf, nehmt Euch in Acht, das wird einen

schlimmen Ausgang nehmen," worauf der Oberststallmeister stets mit der gleichen Schalkhaftigkeit erwiederte: „Ereifert Euch nicht, bester Obrist, Eure Frau ist zu gut für Euch, viel zu gut."

Nach und nach waren mehrere Gäste eingetreten, lauter Adelige, — es ist ja ein Salon der guten Gesellschaft des siebenzehnten Jahrhunderts, wohin wir unsere Leser bemühten — Cavaliere und Damen, den verschiedenen Parteien des Landes angehörig, aber alle insgesammt geadelt, oder auf dem besten Weg es zu werden.

Beginnen wir mit den Damen. Eine hohe schlank gewachsene Dame in ungarischer Nationaltracht mit der wallenden Barta über dem rabenschwarzen Haar und den goldspangengeschmückten Gürtel zog durch den ungewöhnlichen Glanz ihrer äußeren Erscheinung die Aufmerksamkeit Eckarts auf sich; es war die Contessa Palffy, das einzige ungarische Hoffräulein der Kaiserin. Mit ihr waren zwei junge Damen eingetreten, die der auffallenden Aehnlichkeit nach Schwestern sein mußten, die Fräulein Eusebia Maria und Johanna Hippolita von Försterberg. Neben der Hauswirthin nahm die Gräfin von Meggan, Gemahlin des Obrist-Kämmerers Leonhard Hellfried, Grafen von Meggan, Platz. Zwei Mädchen, deren eines ganz einfach gekleidet war, während die Andere die Tracht einer Augustiner-Novize

trug, unterstützten Frau von Khuen in der Bemühung um ihre Gäste, während eine Anzahl von Bedienten sich unausgesetzt damit beschäftigte, verschiedenerlei Handreichungen zu bieten.

Unter den Herren bemerkte Eckhart den ihm bereits bekannten Obristhofmeister des Kaisers Friedrich Fürstenberg, Vater des liebenswürdigen schwäbischen Geschwisterpaares, den etwas mürrischen Gatten der kleinen dicken Dame, die zur Rechten der Hausfrau saß, Herrn von Meggan, dann den sehr beliebten Paul Sixt Trautson, Schwiegersohn der kleinen dicken Frau und des mürrischen Herrn, ferner einen schwarzweiß und braun gekleideten Officier, dessen Wamms mit Gold überladen war; er trug die Haare schlicht über den Scheitel herabfallend und hatte trotz seiner vierzig Jahre das Ansehen, als ob er dem Greisenalter nahestände. Dieser alt aussehende junge Mann, der noch zwei Kaisern die Augen zudrücken sollte, war der Trabantenhauptmann Graf Bruno Mansfeld. Auffallend contrastirte mit der mehr oder minder kriegerischen, immer aber sehr reichen Tracht der Anwesenden die Kutte des Dominicanerpriors Peter Hutner, der sich auf Veranlassung des Cabinets-Directors, dessen vertrauter Freund der Mönch war, bei Herrn von Khuen eingefunden hatte.

„Leider,“ kündigte Frau von Khuen ihren Gästen an, „leider muß ich Ihnen mittheilen, daß Se. Emi-

nenz der Herr Cardinal, wie mir so eben der würdige Herr mitgetheilt — Hutner nickte beistimmend — verhindert ist, unsere kleine Gesellschaft mit seiner Gegenwart zu verherrlichen, Se. Eminenz wurde plötzlich zu Se. Majestät den Kaiser nach Ebersdorf berufen."

Diese Nachricht machte je nach der verschiedenartigen Gesinnung der Anwesenden auch verschiedenen Eindruck; Cavriani fand es sehr langweilig, daß die Majestät den lieben alten Papa in der feuchten Februarwitterung nach Ebersdorf hinaushetzte; der Graf von Fürstenberg schnitt ein sehr bekümmertes Gesicht, bei dem er eigentlich nichts dachte, und Graf Meggan hustete und meinte in seinem Innern, daß es jetzt des Wehklagens genug wäre; Eckart aber, der schon lange Lust hatte, den Bischof, welcher viel belobt und noch mehr geschmäht wurde, persönlich kennen zu lernen, mußte sich auf eine andere Gelegenheit vertrösten. Pater Hutner ließ sich indeß durch die Gleichgültigkeit Trautson's und das Husten Meggans nicht hindern, dem abwesenden Cardinal eine Lobrede zu halten, in welcher er das seltene stets rege Pflichtgefühl seines hochfürstlichen Freundes in den dritten Himmel erhob.

Die aufrichtigste Zuhörerin des würdigen Dominicaners war unstreitig Khlesl's Beichtkind, Frau Elisabeth von Khuen; Sie war in Allem, was zu des Cardinals Lob gesagt wurde, das stets wache Echo jedes Apolo-

geten; Graf Cavriani klatschte ebenfalls beifällig in die Hände, Graf von Meggan aber gähnte, und Trautson machte sich etwas am Kamin zu thun.

Lebhafter wurde die Unterhaltung, als der Reichsvicekanzler Freiherr von Ulm mit dem geheimen Rath Grafen Carl von Harrach in den Saal trat.

Eckart sah sich trotz seiner Jugend von allen Anwesenden mehr ausgezeichnet, als ein so unerfahrener junger Mann erwarten konnte.

Der Prior machte sich viel mit ihm zu schaffen und benützte jede freie Minute, da er ungestört mit Eckart reden konnte, ihm von der Geneigtheit des Cardinals zu erzählen, junge verdienstvolle Männer zu einer ihren Fähigkeiten würdigen Stellung zu verhelfen.

Graf Meggan nahm den jungen Officier am Arm, und stellte ihn ganz besonders seiner kurzen dicken Frau vor, welche trotz ihrer siebenundvierzig Jahre bis unter die Haare erröthete, und Graf Carl Harrach ließ es sich nicht nehmen, Eckart von seinem Platz zu verdrängen, und zwischen die beiden schwäbischen Grafentöchter einzuschieben. „Das glaube ich," sagte der Graf zum Obersthofmeister gewandt, ist ein passenderer Platz für einen jungen Mann, als zwischen dem freundlichen Wirth und unserm quecksilbernen Freund Ottavio, der nicht müde wird, jenen jungen Damen nachzublicken, die in jener Ecke mit Stickerei beschäftigt sind.

Ottavio Cavriani war aber nicht der Einzige, für welchen die beiden minder prachtvoll gekleideten Mädchen höheren Reiz zu haben schienen, als die blonde Schönheit der Fürstenbergischen Hoffräulein und die Ueberreife der ungarischen Gräfin. Die beiden Mädchen schienen vertraute Freundinnen zu sein.

Das eine nonnenhaft gekleidete blasse Mädchen mit den großen geistigen Augen, die von langen Wimpern beschattet, und von kühn gespannten Brauen überwölbt wurden, trug, wie erwähnt, die Tracht der Augustinerinnen. Ob die jugendliche Novize wohl wahrhaften Beruf zum Klosterleben in sich fühlte! — Alle Welt glaubte es, selbst Frau von Khuen und die hochwürdige Mutter Victoria; der bepurpurte Schutzherr der „Himmelspforte," Khlesl, schien es zu glauben, und Schwester Franciska sagte Jedem, der sie fragte, „ja ich sehne mich nach der stillen Zurückgezogenheit hinter den Mauern des Klosters."

Nur derjenige würde an dem Beruf der Schwester Francisca einigermaßen gezweifelt haben, welcher ihr plötzliches Erröthen bei dem Eintritt eines neuen Gastes, eines noch jugendlichen Mannes bemerkt, dann beobachtet hätte, wie sie sich an der Fensterbrüstung festhalten mußte, um nicht umzusinken.

Der Eingetretene war ein blasser, vornehmer junger Herr, der einen Sammetmantel über der Schulter,

Sporen an den Halbstiefeln, und an der Seite einen mit kostbarem Griff geschmückten Degen trug. Der junge Mann war, wie wir schon erwähnten, sehr blaß, hatte ein längliches schmales Gesicht, roth unterlaufene Augen, eine hohe kreideweiße Stirne und viel, sehr viel unordentlich niederhängendes Kopfhaar; um die Lippen kräuselte sich ein dünner Schnurbart, während das Kinn mit einem etwas dichteren Knebelbart besetzt war.

Der junge Cavalier hatte etwas unverkennbar Vornehmes in seiner äußern Erscheinung, verdarb aber den stets günstigen Eindruck dieser natürlichen Vornehmheit durch das sichtliche Bestreben, alle Regeln des Anstandes und guter Sitte mit Füßen zu treten, durch eine rückhaltlos an den Tag gelegte Verachtung seiner ganzen Umgebung.

Wiewohl Frau von Khuen durch den Eintritt des jungen Mannes eben nicht freudig überrascht schien, erhob sie sich doch augenblicklich und erwies dem Ankömmling einen solchen Grad von Ehrfurcht, wie es sonst nur bei einem Prinzen von Geblüt oder Kirchenfürsten üblich war.

Auch die andern Gäste wetteiferten mit einander in Achtungsbezeugungen gegen den jungen Mann, der sie insgesammt nicht zu bemerken schien, und von seinem Eintritt an die erschrockene Novize nicht mehr aus den Augen ließ.

Eckarts Blicke richteten sich aus einem ganz andern Grunde nach derselben Ecke, wo Cavriani's und des Fremden Blicke zusammentrafen.

Während die Novize die Augen des blassen Cavaliers im spanischen Mantel gefesselt hielt, war es das andere Mädchen, das Eckarts Aufmerksamkeit gleich bei seinem Eintritt auf sich gezogen hatte. Es war ein wohlgebautes kräftiges Mädchen mit lebhaft blickenden dunklen Augen, blauschwarzen Haarflechten und bewunderungswürdig kleinem Fuß.

Etwas in den zwar nicht regelmäßigen, aber lieblichen Zügen des Mädchens erinnerte ihn dunkel an eine Erscheinung, die ihm in seinem Knabenalter geworden war. Er hatte ein eben solches Mädchen, das aber viel kleiner und schmächtiger gewesen, zur Jugendgespielin gehabt. Der Gedanke an seine Euphrosine, deren schöneres Abbild er plötzlich weit, weit von der Heimath treffen sollte, beschäftigte den jungen Krieger dergestalt, daß er schon drei Fragen des Fräuleins Eusebia überhört, und drei andere Johanna Hypolita's unbeantwortet gelassen hatte. „Ein zerstreuter Mann, dieser Meister Eckart," dachten die Contessen. „Ein junger Mensch, der sich für einen jungen Herzog hält," meinte der alte Graf. „Ihr findet gewiß gleich mir," sagte der alte Ottavio, „daß jenes Mädchen in Nonnentracht etwas unbegreiflich Anziehendes an sich hat?"

„Meint Ihr dies wirklich, mein Bester?“ versetzte der junge Mann mit dem Sammetmantel, dessen Lippen sich bei diesen Worten höhnisch verzogen.

„Wir Beide sind über den Punkt ganz gleicher Ansicht,“ nahm Eckart, welcher gegen den Fremden einen eigenthümlichen Widerwillen in sich aufkeimen fühlte, das Wort, obschon ihm die Novize vollkommen gleichgültig war.

„Ihr gehört also gleichfalls zu den Bewunderern dieses Frauenzimmers?“ fragte der fremde Cavalier, der sich nicht bemühte, das Geringschätzige seines Tones zu verbergen.

„Und wenn ich dazu gehörte, hättet Ihr etwas dawider?“

„Ich wahrlich nicht, Gott behüte mich, etwas dagegen zu haben, indessen —“

„Vollendet, mein Herr, wenn ich bitten darf.“

„Indeß ist es noch fraglich, ob das Fräulein nach Eurer Bewunderung verlangt.“

Der junge Officier, welcher das Beleidigende in den Worten des Cavaliers herausfühlte, hielt mit großer Selbstbeherrschung an sich und erwiederte gelassen: „Ach mein Gott, ich bin von einer solchen Selbstüberschätzung meiner Person sehr weit entfernt.“

Der Mann mit dem Mantel drehte, sich durch die Antwort des Officiers zufriedengestellt, mit wahrhaft

spanischer Grandezza um, und sagte nur noch: „Das freut mich, von Euch zu vernehmen;“ in der nächsten Minute saß er mit dem Obersthofmeister, Frau von Meggan und dem Vicekanzler von Ulm an einem Spieltisch, während sich der jüngere Theil der Gesellschaft, zu welchem sich der alte Cavriani rechnete, die Zeit mit solchen Spielen vertrieb, die man heutzutag mit unabsichtigter Ironie“ jeu d'esprit nennt, um bald darauf zur „Blindekuh“ zu greifen.

Eckart war im Beginn des Spieles so zerstreut, daß er sich jeden Augenblick irgend eine Strafe, sei es die Abgabe eines Pfandes oder sonst einer Abbüßung zuzog.

Diese Zerstreutheit, wir wollen gerecht sein, — rührte weniger von den allerliebsten Grübchen und dem losen Spiel der Schelmenaugen Euphrosinens, als von der Betrachtung her, welche Eckart über die letzten Worte des würdevollen blassen jungen Mannes anstellte. — Die in gereiztem Tone hervorgebrachten Worte ließen keinen Zweifel über, daß der Fremde gewisse Rechte auf die Novize zu besitzen glaubte. Das Räthsel, welches jenen Worten zu Grunde zu liegen schien, wirkte auf den jungen Mann um so stärker, als er sich nach dem ihm beigebrachten Begriffen von Mönch- und Klosterleben nicht einbilden konnte, daß zwischen einer Novize und einem

weltlichen Herrn der geringste Zusammenhang stattfinden könne.

„Habt Acht!“ rief so eben der alte Oberststallmeister, der, ein greiser Liebesgott mit einer Binde um die Augen, und wie es schien, zwischen dem Tuch hervorblinzelnd, sich alle erdenkliche Mühe gab, die angehende Nonne zu haschen.

Wie kam aber Graf Ottavio Cavriani zur Binde?

Ei, man spielte vor zwei hundert Jahren „Blinde Kuh,“ wie heutzutage, nur daß sich damals, wie wir an dem Beispiel des Oberststallmeisters genugsam sehen, die Erwachsenen nicht schämten, an dem fröhlichen Spiel theil zu nehmen.

„Habt Acht!“ rief der Graf nochmals, um den jungen Officier, um dessen Inhaftnahme es ihm am allerwenigsten zu thun war, zur Flucht zu bewegen. Zum Bedauern des alten Herrn lief ihm Eckart, durch den wiederholten Zuruf aufgeschreckt, statt zu fliehen, gerade in die Arme; der laute frohe Beifall der Mitspielenden, welche das Schicksal des Officiers zu früh merkten, so daß ihn Cavriani — wozu er wirklich Lust hatte, — nicht ohne Lösegeld abziehen lassen konnte, ein Beifall, zu dem auch das stattliche Mädchen mit dem kleinen Fuß ihr Schärflein beitrug, nöthigte Eckart die von den Augen des greisen Eros gesunkene Binde auf.

Eckart, welcher im Spiel und Ernst, in Allem und

Jedem von pedantischer Redlichkeit, wir sagen von einer Redlichkeit war, die Einen zur Verzweiflung bringen konnte, paßte sich das Tuch so hermetisch schickend an, daß unmöglich ein Lichtstrahl zu seinen Augen dringen konnte. Mit dieser strengen Verhüllung entschloß er sich nun, die schöne bekannte Unbekannte zu verfolgen. Er versetzte seine Sehkraft in das Gehör, und horchte auf jedes leise Rauschen eines Frauengewandes, auf jedes noch so leise geflüsterte Wort; sobald er den geringsten ähnlichen Laut vernahm, eilte er nach der Seite hin, von welcher her er an sein Ohr geschlagen hatte. Einmal hätte er, in sonderbarer Sinnestäuschung befangen, beinahe die ruhig am Spieltisch sitzende dicke kleine Gräfin von Meggan gehascht; ein erstickter Angstausruf rettete ihn gerade noch zur rechten Zeit vor dem Mißgriff, selbst Graf Harrach war vor den ruderartig vorgebeugten Händen des blinden Mannes nicht allzu sicher — endlich hörte er am andern Ende des Zimmers deutlich das Rauschen ihres Kleides — sagen Sie nicht, daß ein Kleid wie das andere rauscht, verliebte Männer haben einen äußerst empfindlichen Unterscheidungssinn und Sie werden doch ein beginnendes Verliebtwerden bei dem armen Eckart inne geworden sein? — er hörte also *ihr* Kleid rauschen; noch mehr, er hörte deutlich, wie sie ihrer Freundin einige unverständliche Worte zuflüsterte — mit ein Paar langen Schritten war der junge Soldat in der

Ecke und stand in Begriff die weit geöffneten Arme um seine Beute zusammenzuschlagen, als das große Mädchen sich rasch niederbeugte und unter seinen Armen unbemerkt durchschlüpfte. Das hatte der Mann mit dem spanischen Ernst nicht bemerkt, wohl aber traf sein Blick gerade auf Eckart, wie sich seine Arme um ein anderes Opfer polypenartig schlossen, das nicht mehr Zeit hatte, der drohenden Gefahr zu entgehen. Eckart hatte gefunden, was Cavriani trotz seiner nicht so gewissenhaft verwahrten Augen vergeblich suchte, — die schöne Novize.

Wir müssen den Gang der Erzählung hier einen Augenblick unterbrechen und über das Spiel selbst ein Wort sagen. — Wer von Ihnen Allen, meine Leser und Leserinnen, weiß es nicht, daß der Kuß die souveraine Gottheit aller Jugendspiele dieser Art ist; wer erinnert sich nicht, daß der Strafkuß in sehr vielen Fällen als nichts weniger als Strafe betrachtet war; welcher junge Mann hat sich nicht schon freiwillig nur des leidigen Kusses wegen straffällig gemacht.

O die Buße im Pfänderspiel ist ganz geeignet, uns die Wollust der mönchischen nnd klosterfräulichen Kasteiungen anschaulich zu machen.

Man verband oder verbindet vielleicht noch mit der Blindekuh die Strafe des Kusses; ein Pönfall, den Jeder gern entrichtet, wenn ein rosiger Mund das Zahlamt vorstellt, welches die Zahlung in Empfang nimmt.

Eckart aber, der junge Mann aus der Provinz, war viel zu erstaunt, die schöne Novize statt jener andern Dame, auf die er ordentlich Jagd gemacht hatte, in seinen Händen zu sehen, als daß er an den Kuß gedacht hätte. Graf Cavriani, dem eine solche Entsagung unbegreiflich und unverzeihlich scheinen mußte, schrie ihm zu: „Euer Recht, Euer Recht — bei allen Teufeln, Ihr werdet es doch nicht gutwillig fahren lassen."

Was wollte Eckart thun, er mußte küssen, das stand fest, dem Kuß nach den Worten des Oberststallmeisters länger entsagen, hieß die Dame beleidigen. Francisca richtete einen fragenden Blick auf Frau von Khuen, die ihr freundlich zuwinkte, worauf sie Eckart die Wange darbot. Eckart küßte sie auf die Wange, Cavriani schrie über Verrath, Graf Harrach nahm ebenfalls Partei für den jungen Officier, der sich nicht einmal beklagt hatte; nur der Prior erklärte sich mit einer schlauen Wendung, welche dazu dienen sollte, die Bescheidenheit des jungen Mannes in das rosigste Licht zu setzen, für das Fait accompli des nun einmal vollbrachten Wangenkusses.

Anderer Meinung als Graf Cavriani und Harrach und als selbst Frau von Khuen und der Dominicaner schien der ernste Mann am Spieltisch, dessen Blick den armen Eckart zu verzehren schien.

„Aber, aber," wagte der Obersthofmeister zu sa-

gen, „Ihr werft ja unrichtig zu.“ Der Fremde that, als ob er es nicht gehört hätte, sprang brusk vom Tische auf und sprach: „Ist Niemand, der meine Partie übernehmen will, ich spiele schlecht und mag Keinem mit meinem schlechten Spiel zur Last fallen.“

Vergebens entschuldigte sich Graf Fürstenberg, daß er es nicht so schlimm gemeint habe; der Fremde blieb dabei, nicht weiter spielen zu wollen und hielt noch immer die Karten in der Hand, um sie seinem Ersatzmann zu übergeben. Obrist Khuen, welcher die Ungeduld des Gastes wahrnahm, murmelte vor sich: „Ganz sein Vater, wie er leibte und lebte!“ und beeilte sich, das Spiel zu übernehmen: „Ihr seid frei, Don Carl,“ sagte er zu dem Fremden und setzte sich an seine Stelle, während sich der mit Don Carl Angeredete unter die andern Spielenden mischte.

„Wie artig sich das ansieht,“ rief er dann aus, sich in die Mitte des Zimmers stellend, „wie ganz besonders artig, wenn solche junge Herren wie Graf Mansfeld, Trautson, Meggan, oder ein wahrer Knabe, wie Cavriani oder ein Springinsfeld, wie Sr. Würden der Herr Prior „blinde Kuh“ spielen.“ „Ich spielte nicht mit,“ entschuldigte sich der Dominicaner. „Und ich,“ versicherte Cavriani, „ich bemitleide Euer hohes Alter, das Euch zu so kindischen Spielen vollkommen untauglich macht.“

„Das sollt Ihr nicht ein zweites Mal sagen,“ ent-

gegnete Don Carl, und stellte sich mit verhaltenem Grolle unter die Spielenden. Eckart ersah den günstigen Augenblick, während der fremde Cavalier den Anwesenden die scharfe Predigt hielt, um mit dem Fräulein, das ihm schon einmal entwischt war, ein Paar Minuten zu plaudern. „Helft mir suchen, mein Fräulein," hub er an, „wo und wann ich schon das Vergnügen hatte, Euch zu sehen, denn daß dies schon einmal der Fall gewesen, weiß ich bestimmt."

„Da wißt Ihr unstreitig mehr als ich," entgegnete das Mädchen, „denn ich kann mich dieses Vergnügens durchaus nicht entsinnen."

„Und wenn es irgendwo in Tyrol gewesen wäre?"

Das Mädchen erröthete plötzlich, sagte aber dann: „Das ist keine Kunst zu errathen, daß ich aus Tyrol bin, zumal wenn es Euch meine Muhme die Frau von Khuen vor einer Viertelstunde gesagt hat."

Eckart klatschte vor Vergnügen, daß er richtig gerathen, in die Hände und versicherte nun die Hand auf der Brust, daß er von der Baronin keine Silbe gehört habe.

„O das wissen die jüngsten wie die ältesten Männer prächtig anzustellen, aber man glaubt ihnen nicht."

„Was, Ihr haltet meine Versicherung für List?"

„O werdet nur nicht ungehalten, vielleicht — ich

gebe ja die bloße Möglichkeit zu, war es auch nicht Verstellung."

„Gut, um Euch zu überzeugen, füge ich bei, daß wir uns zu Innsbruck oder in der Gegend von Meran getroffen haben müssen."

Das Mädchen erröthete auf's Neue und wiederholte: „Die Muhme, die Muhme!"

„Aber ich gebe Euch mein Ehrenwort, keinerlei Muhme. Seid ihr nie in Knielenberg gewesen?"

„Und wenn?"

„Ihr seid also dort gewesen, gesteht es nur ein."

„Und was dann?"

„Dann habt Ihr mit einem etwas ältern Knaben gespielt, der sich Hans nannte."

„Hans, kein hübscher Name."

„Es fragt sich hier nicht darum, ob der Name hübsch sei, sondern ob Ihr mit einem Buben dieses Namens gespielt habt."

„Laßt sehen — Hans nannten wir den Sohn des Gärtners — mit dem habe ich nicht gespielt, aber nein, ich will Euch nicht betrügen, mit dem Hans habe ich gespielt, — Ihr seid doch nicht der Gärtnerhans?"

„Ihr thut mir unverdiente Ehre an, erinnert Ihr Euch sonst keines gleichnamigen Bubens?"

„Ja wohl, zuweilen kam ein stolzer, strenger Herr zu uns, vor dem Alles tief knixte und dem mein seliger

Vater alle erdenkliche Hochachtung bezeugte, der führte einen Knaben mit sich, den er Hänschen nannte."

„Und mit dem Hänschen habt Ihr wohl nie gespielt?"

„Kann sein, daß ich es gethan, dann ging mir aber das Spiel gewiß nicht von Herzen; mein Vater empfahl mir so viel Sorgfalt für das alberne Hänschen des stolzen, strengen Mannes, daß ich es über alle Berge wünschte."

„Dieses alberne Hänschen steht vor Euch."

„Was fällt Euch ein!"

„Kann ich dafür, daß aus dem albernen Hänschen ein alberner Hans geworden ist?"

„Wäre nicht übel."

„Ich versichere Euch."

„Erklärt mir nur."

„Augenblicklich, der ernste, stolze Mann, entsinnt ihr Euch Seiner noch?"

„Als ob er vor mir stünde."

„Habt Ihr ihn hier noch nicht gesehen?"

„Ihn selbst nicht, wohl aber einen Mann, der ihm sehr ähnlich sieht."

„Vielleicht ist es derselbe."

„Nein, er ist viel älter und ein großer Herr."

„Und der stolze ernste Mann in Knielenberg?"

„War, so viel ich mich entsinne, ein Gutsherr aus der Nachbarschaft.“

„Von Winkel?“

„Ja, ja, von Winkel, wie lange habe ich diesen Namen nicht mehr gehört, wie kommt Ihr aber zu dem Namen Winkel?“

„Ei, weil Euer Gutsherr und sein Wiener Doppelgänger ein und dieselbe Person sind, und weil ich Euch endlich zu wiederholen die Ehre habe, daß ich des strengen Mannes Hänschen bin.“

„Ihr nehmt es doch nicht übel?“ — Das Mädchen blickte den Officier bei diesen Worten flehend an.

„Was, daß ich ein albernes Hänschen war, das Ihr nicht ausstehen konntet?“

„Gewiß nicht?“

„Ich nehme es nicht übel, wenn —“

„Nun macht nur Eure Bedingungen, ich habe es durch meine Vorlautheit wohl verdient.“

„Also hört, ich nehme diesen Schimpf. . . .“

„Schimpf? Ich wollte Euch ja nicht beschimpfen.“

„Mag sein, aber ein Schimpf bleibt es doch, wenn man einem Officier in's Gesicht sagt: „Ihr alberner Hans!“

„Ihr verdreht.“

„Ich verdrehe gar nichts. Wäre ich des Gärtners Hans, mit dem Ihr gerne spieltet, o dann ließ ich mir

den dummen Hans gern gefallen, da ich aber leider das unausstehliche alberne Hänschen bin, mit dem Ihr nicht spielen mochtet, da muß ich schon zu einigen juridischen Spitzfindigkeiten meine Zuflucht nehmen."

„Der ehrliche Name Hans und Spitzfindigkeiten?"

„Ach, Ihr haltet mich meiner Albernheit willen derselben gar nicht für fähig! Immer besser."

„Ihr rächt Euch zu hart!"

„Wartet nur erst meine Friedensbedingungen ab!"

„Ich will sehen, ob sie annehmbar sind."

„Als ob Euch ohne meinen Edelmuth noch etwas übrig bliebe, als Unterwerfung auf Gnad' und Ungnade."

„Die Bedingungen, die Bedingungen!"

„Ich verzeihe Euch, wenn Ihr künftig mit mir spielen und mich lieber haben wollt, als das arme Hänslein, sagt Ihr zu?"

Das Mädchen wurde purpurroth, wie sollte sie dem jungen Mann so gerade unter vier Augen versprechen, daß sie ihn lieb haben wolle, das war gewiß eine sehr harte Friedensbedingung; sie unterhandelte. „Die erste Bedingung," sagte sie, „habe ich zu erfüllen angefangen, noch bevor Ihr sie stelltet, denn wir haben zusammen gespielt, die zweite" — hier stockte die Unterhandlung.

„Die zweite haltet Ihr für ganz unerfüllbar, für

das, was die römischen Rechtslehrer eine unmögliche Bedingung heißen?"

„Das sagte ich nicht."

„Ihr haltet sie für keine Unmöglichkeit?"

„Warum sollte ich sie für unmöglich halten?"

„Ihr glaubt also mich einmal lieben zu können?"

Das Mädchen verlor die Fassung gänzlich und machte in ihrer Verlegenheit Miene, sich von Eckart, der sie bei der Hand hielt, los zu machen; Eckart blickte ihr aber so offen und ehrlich, so unbefangen und gutmüthig in's Auge, daß sie sich wunderbar beruhigt fühlte und blieb. Eckart fuhr lebhaft fort: „Beunruhigt Euch nicht weiter dieser Bedingung willen, ich weiß ja, daß sich lieben und hassen nicht erzwingen läßt, weiß aber auch, daß Ihr mir wenigstens meine Hoffnungen nicht nehmen dürft, denn jetzt, da ich die Gewißheit habe, die kleine Euphrosine des Herrn von Bock auf Antholz vor mir zu sehen, kann ich Euch die vollste Versicherung geben, daß das alberne Hänschen Eure Abneigung nicht im Geringsten theilte, sondern oft die ganze Woche fleißig lernte, um nur ja nach Knielenberg zur kleinen Frosi mitgenommen zu werden; ich darf Euch ferner gestehen, daß das arme Hänschen zwei, drei Nächte kein Auge schloß, als Euer Vater Knielenberg verkaufte und mit Euch aus der Gegend fortzog. Meine Mutter hatte damals ihre große Noth mit mir, denn es wollte mir

auf Winkel nimmermehr gefallen und ich konnte den Winter nicht erwarten, um Euch zu Innsbruck wieder zusehen. Eitle Hoffnung! Die kleine Frosi war in Innsbruck so wenig mehr zu treffen, als in Knielenberg. Wo Ihr hingekommen, wußte Niemand."

„Ach mein Gott, wo mein Vater hingekommen, hätte Euch das Grabdenkmal bei St. Jakob sagen können und nach einem einfältigen Mädchen fragt Niemand."

„Redet nicht so, Euphrosine," versetzte Eckart ernstlich verweisend. „Ich habe viel und oft nach Euch gefragt, und es hieß nur, Ihr seiet außer Landes zu Verwandten gezogen."

„Und das war die lautere Wahrheit; zuerst ging ich nach Steier zur Base Lamberg und von da zu Frau von Khuen."

Die beiden jungen Leute würden bis Mitternacht und noch länger so fort geplaudert haben, wenn es Don Carlos nicht so eben gelungen wäre, sich von der Novize ertappen zu lassen. Der junge Cavalier flüsterte der schönen Nonne bei dieser Gelegenheit ein paar Worte in's Ohr, die sie feuerroth machten. Widerwillig folgte sie ihm hierauf in einen Erker, wo sich die Beiden in ein tiefes und, wie es allen Anschein hatte, sehr lebhaftes Gespräch versenkten. Die Gesellschaft machte aber nun um so mehr ihre Rechte auf den jungen Krieger und Euphrosine geltend.

Während die Novize und Don Carlos d'Austria zusammen flüsterten, der Oberststallmeister mindestens zum vierzehnten Mal die Binde vor die Augen band und Graf Bruno Mansfeld Fräulein Eusebia von Fürstenberg unausgesetzt mit ritterlicher Galanterie wie mit einem Sturzbad überschüttete, während Frau von Khuen und der Dominicaner-Prior mit einander schwatzten und Eckart und Euphrosine Blicke wechselten, standen Trautson, Harrach und Meggan zusammen und besprachen die Ereignisse des Tages.

Der Friede mit Venedig war so eben unterzeichnet worden. Ferdinand hatte sich vor der Republik beugen müssen, so daß es allen Anschein hatte, als ob, wie Khlesl unverholen geäußert, das Recht auf Venedigs Seite stünde.

Hätte Mathias Kinder gehabt oder wäre Mathias um zehn Jahre jünger und rüstiger gewesen, Harrach, Meggan und Trautson würden so gut wie Khlesl über die Niederlage des Erzherzogs im Interesse ihres eigenen Herrn triumphirt haben, so aber wandten sie dem Kaiser halb und halb den Rücken, um sich der neu aufgehenden Sonne Ferdinands von Steiermark zuzukehren. Es war dies bereits das dritte Gestirn, daß an ihrem Horizont aufstieg, das dritte, das sie bewillkommten, das dritte, um dessentwillen sie den regierenden Planeten verließen.

Wer Mathias halber an Rudolf zum Verräther

geworden war, was sollte den hindern, um eines jedesfalls bedeutenderen Charakters willen nochmals die Rolle zu wechseln.

Von Meggan behauptete, daß man schmachvoll gehandelt, es so weit kommen zu lassen. Ein rechtzeitig abgeschicktes tüchtiges Hülfscorps hätte zu ganz anderen Resultaten geführt. Harrach nickte und Trautson sah schüchtern umher und sagte dann so leise, daß ihn nur der Oberstkämmerer verstehen konnte: „Ich weiß aus guter Quelle, daß der Cardinal alle Anstalten, den Erzherzog gegen die Venetianer wirksam zu unterstützen, rückstellig machte. Ich selbst war zugegen, als Khlesl in Gegenwart des Kaisers und Sr. Durchlaucht die Errichtung eines Regimentes zusagte und die nöthigen Anweisungen an die Hofkammer niederschrieb, der alte Breuner steckte mir aber später, daß ihm der Cabinetsdirector Gegenbefehl ertheilt, keinen Groschen auszufolgen — das projectirte Regiment löste sich daher in Dunst auf."

„Raum, meine Herren, Raum!" schrie die Stimme des kaiserlichen Bastards Carl von Oesterreich dazwischen, der plötzlich nach der lange dauernden Unterhaltung mit der schönen Novize den Platz neben ihr verlassen und sich die Binde wieder umgelegt hatte.

Don Carlos gab sich gar nicht Mühe, den Betrug zu verbergen, indem er das Tuch über die Augen herabzog, sondern trug die Binde so, daß die Hälfte sei-

nes Gesichtes unbedeckt blieb. Er ging mit raschen Schritten einige Male, mehr der Förmlichkeit willen im Zimmer herum, ohne irgend Jemand zu beunruhigen, und näherte sich dann der Novize, welche einer gewissen Aufregung, die sich unverkennbar in ihrem hochgerötheten Gesicht abspiegelte, nicht Herrin zu werden vermochte; sie stellte sich an, vor dem Verfolger zu fliehen, that es aber mit so zögerndem Fuß, daß es dem Bastard ein Leichtes gewesen wäre, sie einzuholen; es schien dies aber nicht in seiner Absicht zu liegen, er ließ dem Mädchen vielmehr Zeit das Zimmer zu verlassen. Franciska vergaß zufällig die Thür hinter sich zu schließen. Don Carlos glaubte, da die Novize die Regel des Spiels, welche die Entfernung aus dem Spielraum strenge verbietet, zuerst übertreten hatte, nicht länger daran gebunden zu sein und folgte dem Mädchen unter dem Gelächter der Anwesenden nach, warf aber, wohl nur um die Rückkehr des Fräuleins zu hindern, die Thüre hinter sich zu.

Die Anwesenden warteten auf irgend einen Ausruf der überraschten Novize, auf ein Echo ihres eigenen Gelächters von den vor der Thüre Spielenden, sie warteten lange — es ließ sich keinerlei Geräusch, kein Ausruf, nichts — gar nichts vernehmen. Die Hausfrau bemerkte mit mütterlicher Sorgfalt: „Wenn sich die Rappach — so lautete der Zuname der Augustiner-No-

vize — nur nicht in der Zugluft des Vorhauses verkühlt." Der Prior tröstete sie noch mit der Versicherung, daß junge Leute — o kurzsichtiger Mann! — nicht so leicht Schaden nähmen.

Die älteren Herren hatten ihr Gespräch, die Spielgesellschaft ihr Spiel wieder aufgenommen und Don Carlos war noch so wenig als Fräulein von Rappach zurückgekehrt. Endlich sagte die Freifrau, sich an Fräulein Bock von Antholz wendend: „Sieh doch nach, Euphrosine, wo die beiden Leute bleiben oder ob sie wohl gar — ihr Ausbleiben ließe es fast vermuthen, — in den Keller gestürzt sind."

Eckart wollte Euphrosine begleiten, was aber Frau von Khuen mit dem scherzhaften Ausruf hinderte: „Das wäre was Schönes, wenn noch ein zweites Paar nachstürzte, damit morgen ganz Wien erzählte, man habe im Khuen'schen Hause die Leichen von vier Gästen der Hausfrau aufgefunden."

Eckart mußte dieser Weisung willig oder unwillig Folge leisten. Aber auch Euphrosine blieb länger außen, als man hätte vermuthen sollen — endlich kehrte sie zurück, aber mit verstörtem Gesicht. Auf die von allen Seiten an sie gerichtete Frage, was sich zugetragen habe, erwiederte sie mit mühsam erzwungenem Lächeln, daß es nichts, gar nichts auf sich habe und Franciska nur eben von einem vorübergehendem Unwohlsein,

von dem sie oft befallen werde, angewandelt worden sei; der Hausfrau flüsterte sie dagegen ein Paar Worte in's Ohr, welche dieselbe Veränderung in den Gesichtszügen der Freifrau hervorbrachten. Diese zauberhaft wirkenden Worte lauteten:

„Sie ist, Gott verzeihe mir, wenn ich irre, mit dem Bastard auf und davon, das Hausthor steht offen und auf der Stiege fand ich noch dieses Tuch" — es war Francisca's Sacktuch."

Die Gräfin verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer, hüllte sich in einen Shawl, eilte auf die Gasse hinunter und frug in dem Laden des Hausmeisters — damals gab es noch keine Portiers — ob der Bastard von Oesterreich schon fort sei. Man erwiederte, daß Niemand weggefahren, wohl aber ein Mann mit unbedecktem Haupt die Stiege herab gekommen und mit einem Mädchen, dessen Gesicht man nicht sehen konnte, zu Fuß aus dem Thore getreten sei.

Frau v. Khuen wußte genug; sie stöhnte „Gott im Himmel sei der armen Creatur gnädig!" und kehrte zur Gesellschaft zurück. Kein Wort kam über ihre oder Euphrosinens Lippen, daß zu irgend einer üblen Deutung der plötzlichen Entfernung Francisca's hätte Anlaß geben können; im Gegentheil verkündigte Frau v. Khuen der Gesellschaft, daß sie die Novize nach Hause gesandt habe.

Die ganze Gesellschaft, den treuherzigen Junker aus

der Provinz mit eingeschlossen, glaubte der Gräfin auf's Wort nur der schlaue Italiener Cavriani, welcher die Art des Vaters — Rudolf II. — aus eigener Anschauung genugsam kannte, um zu wissen, was von dem Bastard zu erwarten stand, schüttelte unmerklich mit dem Kopf.

Die Gräfin berief ihre Gesellschaft eben zur Tafel und wies ihren Gästen die für sie bestimmten Plätze an — wir bemerken nochmals, daß Obrist Khuen, ob er auch die ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit bei sich empfing, durchaus nichts von jener ceremoniellen Art kannte, mit welcher sich die damalige und noch mehr die darauf folgende Generation des österreichischen Adels so viel wußte.

Der Obrist hielt keine Läufer, Vorreiter und Fackelträgen, keine Banatiers, Credenzer und Mundschenke, kurz die Sitten des Hauses waren, Dank der einfachen gottesfürchtigen Hausfrau, mehr altbürgerlich als nach aristokratischem Zuschnitt.

Die Gräfin versammelte, wiederholen wir, ihre Gäste aber um die Tafel, als Se. Excellenz der Kammerpräsident Seyfried von Breuner und gleich darauf Fürst Eggenberg gemeldet wurden.

IX. Capitel.

In dem vom „rechten Goldhandelteig,“ „Ambrosiamandeln,“ „Potarga“ und „Granzipori,“ dem Gutachten über die Erbfolge, den Venetianischen Frieden und mehreren andern Dingen gehandelt wird.

Hans Ulrich, der erste Fürst von Eggenberg und nachmalige erste Herzog von Krumau, war damals schon ein von Fußgicht und Koliken schwer heimgesuchter Herr. Er war groß und hager und hatte einen interessanten Kopf auf dem Nacken sitzen. Ein schön geformter Mund, eine mehr hoch als breite Stirn und zwei helle, klare und lebhaft blickende Augen machten den Hauptreiz des unregelmäßigen Gesichtes aus. Er war bloß in die Stadt gekommen, um dem Sohn des Hoch- und Deutschmeisters seine Aufmerksamkeit zu bezeugen. Es war bekannt, daß Eggenberg sich zu Khuen sehr wenig hingezogen

fühlte. Wie auch anders möglich? hielt sich doch der Obrist zur Partei des ersten Ministers, während Eggenberg in Verbindung mit den Jesuiten, wenn auch insgeheim, sein Hauptgegner war. Eggenberg fühlte in sich alle die zu einer so hohen Stellung nöthige Begabung und erblickte in der Gunst seines Herrn, König Ferdinands, das untrügliche Mittel, über kurz oder lang an den Platz des Cardinals zu treten. Eggenberg mußte folgerichtig Allen abgeneigt sein, die den Principalminister des Kaisers stützten und ihn selbst von dem so heiß ersehnten Platze trennten. Diese Abneigung hinderte aber den Fürsten keineswegs, sich, selbst seinen entschiedenen Feinden gegenüber, als wahrer Hofmann zu betragen. Nichts kam dem einnehmenden und doch so ungesuchten Wesen Eggenbergs gleich. Zuerst brachte er seine Huldigung der Frau des Hauses dar; hierauf beeilte er sich, dem Obristen ein freundliches Wort zu sagen, dann wandte er sich an die anwesenden Räthe des Kaisers und zuletzt erst an Johann Eckart und zwar mit der Bemerkung, daß man sich das Beste zuletzt aufhebe. Er sagte unverholen, daß er dem Obersten zu großem Dank verbunden sei, welcher ihm von der Gegenwart Eckarts Nachricht gegeben. Gerne, fügte er hinzu, habe er seinen alten Feind, das Podagra, dem Wunsch, mit Eckart Bekanntschaft zu schließen, unterthan gemacht. Was liege ihm an dem bischen Gliederschmerz, wenn

es sich darum handelte, einen jungen Mann kennen zu lernen, der, wie er wohl wisse, seinem alten Gönner, dem Erzherzog, so lieb und werth sei. Eckart solle gegen ihn aufrichtig sein und mittheilen, wenn sein Wunsch nach irgend etwas stehe, wenn auch nur ein geringer Mann solchen einflußreichen Herren gegenüber — er bezeichnete hiemit die Räthe des Kaisers — wolle er durch Fleiß und Redlichkeit ersetzen, was ihm an Macht fehle. Junge Leute, fuhr Eggenberg fort, er wisse das aus seiner eigenen Jugend, wollten sich zuweilen lustig machen; sie hätten aber auch arme Cameraden, denen sie gerne aushülfen, das Alles koste Geld; nun sei es nicht aller jungen Leute Art, seiner eigen sei es beispielsweise gleich nicht gewesen, sich, wenn der Beutel vorzeitig leer geworden, alsobald an Vater und Mutter zu wenden. Das Schlimmste sei nun der Borg mit Wucherzinsen, zu so etwas, das dürfe Eckart seiner väterlichen Zuneigung, die nicht erst von heute datire, nicht übel nehmen, könne er nie rathen. Er beschwöre den jungen Herrn, es ihm als keine Vermessenheit auszulegen, wenn er mit der Farbe gerade herausgehe und ihm ohne Umschweif seine Börse anbiete; er, Eggenberg, werde sich glücklich schätzen, wenn er zur Zufriedenheit eines so lieben, jungen Herrn beitragen könne. Eckart werde über ein so rasches, vorschnelles Anerbieten vielleicht staunen; nach seiner geringen Einsicht gebe es aber nichts zu staunen,

seine Vorfahren hätten schon in längst vergangenen Zeiten die Ehre gehabt, der Kaiserin mit Geld und Gut beizuspringen; er selbst wolle nun nicht aus der Art schlagen und sich freuen, wenn ein Glied des erhabenen Hauses ihn der Annahme kleiner Hülfeleistungen würdige. Eggenberg hatte sein Anerbieten mit so freundlichem und herzlichem Eifer gestellt, daß Eckart die Kürze der Bekanntschaft und das Aufdringliche des Anerbieters selbst bei seiner großen Unerfahrenheit gar nicht in Anschlag brachte, sondern sich in so warmen Dankesergießungen erging, als ob er von Eggenberg wirklich eine kleine Million geschenkt bekommen hätte.

Eggenbergs Freundlichkeit, die nicht ganz Product kalter Ueberlegung allein, sondern in seiner Natur tief begründet war, hatte früher und später viel gewiegtere Männer als Eckart, Diplomaten von Fach, und selbst Mönche bestochen, welches Wunder, daß Eckart, welcher freundlichen Worten so leicht zugänglich war, endlich in Eggenberg den echten Bruder gefunden zu haben wähnte! Was war der selbstsüchtige, wenn auch fromme Lamormain, was der weltliche Khuen, was endlich der schlangenkluge, aber ketzerische Tschernembl gegen diesen Mann? Ja Eggenberg, der gutherzige väterliche Eggenberg war der Mann, dem ein junger Mensch Vertrauen schenken durfte. Khuen bemerkte mit klopfendem Herzen, wie sich sein junger Gast dem Vertreter der Ferdinandeischen Ideen rückhalt-

los zuneigte; glücklicher Weise gab es ein Mittel sicherer Diversion und der Obrist zögerte keinen Augenblick, es in Anwendung zu bringen. Er sagte lachend: „Seiner Excellenz Graf Harrachs Weisheit beschränkt sich nicht auf die Rathstube seines Monarchen; der wahrhaft vernünftige Mann ist es immer und überall! — Der geheime Rath durch die Schmeichelworte Khuens sanft gekitzelt, horchte hoch auf — Graf Harrach glaubte, unser junge Gast würde sich zwischen den würdigsten alten Herren langweilen und dachte ihm vorhin schon das beneidenswerthe Loos zu, zwischen unsern verehrten Fräulein zu sitzen, unser Gast soll dieses Privilegiums bei Tische nicht verlustig gehen, Platz dort für unsern jungen Freund." Khuen deutete aber nach jener Stelle, wo Euphrosinens Couvert aufgelegt war. Daß sich Eckart rasch und freudig in den Beschluß des Wirthes fügte, und ohne Leidwesen den neu gewonnenen Freund verließ, daß Euphrosine, wenn auch nicht ohne Erröthen, eben so willig rückte und dem ihr octroyirten Nachbar Raum gab, wird Jedermann natürlich finden, — nur Fürst Eggenberg war über die plötzliche Aenderung etwas minder entzückt und lächelte ironisch über den Enthusiasmus, mit welchem Graf Harrach die neue Tafelordnung unterstützte, während der Dominicanermönch sich darüber so erfreut zeigte, als wenn man ihn zum Cardinal ernannt hätte.

Sollen wir die Tafelfreuden eingehend schildern, sollen wir von der schmackhaften Suppe beginnen und mit dem Haupttafelstück, einem kolossalen Steinadler, der sich mit ausgespannten Flügeln und weitgeöffnetem Schnabel auf dem goldigbraunen Aufsatz einer Riesenpastete erhob, schließen, oder sollen wir noch der Gugerellen erwähnen und des „rechten Goldhandelteiges," dessen ausgezeichnete Bereitung der häufige Tafelgenosse der Freifrau von Khuen, Cardinal Khlesl, nicht genug rühmen konnte, der groß und schön gebackenen Salbei und der Brennnessel, Ambrosiamandeln und Mandel-Scherr-Rüblein. Beobachten wir lieber den wackern Prior, dessen kahler Schädel unter der Aufgabe, die angefüllten Teller so rasch als möglich zu leeren, von Schweiß glänzte und an Glanz mit der breiten Stirne wetteiferte. Der gute Dominicaner schien sich der Ehre bewußt zu sein, seinen Herrn und Meister den Cardinal zu vertreten, denn er speiste für zweie und trank für zehn. „Potarga" und „Granzipori" verschwanden, als ob sein Inneres ein weiter See wäre, in den diese Meeresfrucht wieder zurückkehrte, einen majestätischen Huchen begrüßte er als alten Bekannten und sagte zu Eggenberg auf den Fisch hinweisend: „Ein Landsmann, Excellenz, ein fetter Steirer." „Landsmann mag sein," gab der Fürst gutmüthig zur Antwort, „nur bin ich, wie Ihr seht, ein gar magerer Steirer."

Sich mit dem „Cleriet,“ rechten „Goldhandelteig“ „Zuckerherzlein“ und „Ambrosia-Mandeln“ abzugeben, hielt er unter seiner Würde und widmete sich mit um so rühmenswertherem Eifer dem Studium der Ornithologie, zu welchem durch mehrere Exemplare des Haushuhnes, der Gans und Ente, dann den wilden Species von Wachteln, Haselhühnern 2c. Gelegenheit geboten war.

Wenn dem ehrwürdigen Vater die himmlische Palme so sicher gebührte, als die Siegespalme an der Tafel, so war seinem Orden unstreitig zu diesem vortrefflichen Prior Glück zu wünschen. Keiner von allen Gästen, die gefräßigsten, wie den Hofkammerpräsidenten von Breuner nicht ausgenommen, durften sich mit ihm messen. Seyfried Breuner hatte noch nicht fünf Worte gesprochen, Messer und Gabel nahmen seinen Geist zu sehr in Anspruch; eine beifällige Neigung des Kopfes oder ein unverständliches Gemurmel aus vollgestopftem Mund waren bis jetzt alle Zeichen der Theilnahme, die man dem Präsidenten abringen konnte; aber der Präsident blieb weit hinter dem Prior zurück, das machte, weil er kein Eßkünstler war wie Hutner. Der Mönch leerte mit Taschenspieler-Geschwindigkeit den Teller, füllte ihn aufs Neue und fand noch immer Zeit, irgend einen körnigen Witz einzustreuen oder ein passendes Compliment für die Hausfrau anzubringen; für den Mönch war

ein angenehmes Spiel, was für Breuner eine ernste Lebensaufgabe schien; freilich stachen die schadhaften brandigen Zähne des Präsidenten von dem blendend weißen Haifischgebiß des Priors unvortheilhaft ab; freilich mußte Breuner an einem Stück eine halbe Stunde nagen, das der ehrwürdige Herr mit einem einzigen Biß zermalmte, aber eine Sache erklären heißt sie darum noch nicht besser machen.

Seyfried Breuner keuchte unter der Last seiner Arbeit und hätte bei seinen unnatürlich aufgeblähten Backen nicht nein sagen können, wenn man in seiner Gegenwart geschworen hätte, daß ihn Khlesl — bekanntlich Breuners Todfeind — zum Erben eingesetzt habe.

Das vollendete Gegenstück zu den feurigsten Verehrern der culinarischen Kunststücke des freiherrlichen Hause, bildeten die Schwäbinnen, welche zu beiden Seiten des Grafen Ottavio Cavriani saßen. Vogelähnlich tippten sie auf den Tellern herum und netzten kaum die Lippen mit Wasser, denn Wein zu trinken, wie die Uebrigen, hätte ihnen unschicklich geschienen. Umsonst war Graf Cavriani um das zeitliche Wohl seiner Tischnachbarinnen unabläßig bemüht, die Hoffräulein zwitscherten mit halbgeöffneten zugespitzten Mündchen irgend eine Ablehnung und schlugen gleichzeitig die Augen zu Boden, als ob sie alle Ursache hätten, sich zu Tod zu schämen, daß sie überhaupt mit Schlund und Magen zur

Welt gekommen. Anders die überreife ungarische Dame. Contesse Palfy theilte ihre Aufmerksamkeit; zuerst war es ihr darum zu thun, während des Zulangens die vollen runden Formen ihres Armes sichtbar zu machen, und da dies nur durch oftmalige Wiederholung derselben Bewegung erreicht werden konnte, so langte sie viel und oft zu und aß und trank daher oft und viel; dann ließ sie ihre Genossinnen nicht aus den Augen und schien über jede Albernheit, welche diese vorbrachten, in stilles Entzücken zu gerathen. Wenn es aber dem Fräulein Eusebia Maria oder Johanna Hippolita je ganz von ungefähr geschah, daß sie ein verständiges Wort redeten, warf sie sich schnell wie der Blitz zwischen die Unterredenden, und suchte die etwa mögliche günstige Wirkung des gescheuten Wortes zu vernichten. Euphrosine hatte es einzig dem Umstand, daß sie nicht Hoffräulein war, zu danken, daß die schöne Contesse ihre Unterredung mit dem Jugendgespielen so wenig störte.

Frau von Meggan, die dicke kleine Dame mit dem Blasengelgesicht, litt — wer sollte es glauben? — an verschiedenen recht ernsten Krankheitszufällen. Die neuen Perlenschnüre Fräulein Eusebia Maria's machten ihr halbseitigen Kopfschmerz; die geringe Aufmerksamkeit, welche ihr der alte Hofcourmacher Cavriani schenkte, bewirkten Magenkrämpfe und der allerdings große Verstoß, daß die Hausfrau den Prior zu ihrer Linken gesetzt

hatte, brachte sie vollends in nervöse Aufregung. Die Folge dieser complicirten Uebel, von welchen die Gemahlin des Oberstkämmerers befallen wurde, äußerte sich in der raschen Aufeinanderfolge der ihrem Gatten ertheilten Antworten und in der etwas heftigen Art, mit welcher sie den Aufwärtern die Schüsseln zurückstieß. Graf Fürstenberg, der Obersthofmeister Sr. Majestät des Kaisers Mathias, überbot alle Anwesenden durch die Zierlichkeit, mit welcher er Messer und Gabel handhabte, und man hätte glauben mögen, daß diese Eßwerkzeuge eigens erfunden worden, um die edlen Bewegungen des Obersthofmeisters in's rechte Licht zu setzen.

Es wurde getrunken und viel getrunken; man kannte damals noch nicht die Zimperlichkeit, sich in Gegenwart von Damen der geistigen Getränke zu enthalten.

Wollten wir dem Gespräch des Priors lauschen, wir würden sehr lehrreiche Bemerkungen über die damalige Ausdehnung des Weinbaues im Erzherzogthum Oesterreich niederschreiben können; da wir aber nicht glauben, daß dies ein Gegenstand von allgemeinem Interesse sei, so begnügen wir uns das Urtheil des geistvollen Priors zu wiederholen, daß der Wein an Khuen's Tafel sehr gut war. Man trank von verschiedenen Gattungen und Jahrgängen; der Hausherr setzte eine ganze Musterkarte von Oesterreicher Weinen auf. Es fand sich darunter Hasbacher und Bittner, Weingattungen, die nach

Ausrottung der Weinrieden selbst aus dem Gedächtniß der Menschen geschwunden sind; endlich Wein vom Silbersberg," damals weit und breit berühmt, jetzt nur mehr ein armseliges, essigsaures Getränk.

Der Wein hat zu allen Zeiten die Zungen unserer deutschen Landsleute gelöst; er brachte auch bei dieser Gelegenheit seine unfehlbare Wirkung hervor. Freiherr von Ulm dachte nicht mehr daran, daß er sich unter dem Cardinal feindseligen Männern befand und Herr von Breuner eben so wenig, daß der Wirth des Hauses einer der wärmsten Anhänger Khlesl's war.

„Nun," bemerkte der Reichsvicekanzler von Ulm, „wird der unwürdige Verdacht und Argwohn der Feinde des Cardinals doch für immer geschweigt sein; der Secretär Grappler hat es heute in meiner Gegenwart bei zwei angezündeten Lichtern und vor dem geweihten Crucifix beschworen, daß das erzherzogliche Gutachten nicht aus seiner Hand gekommen; ich meinte, der Westernach müßte vor Scham ersticken — aber nein, er ging, die Hände über den Rücken gelegt und vor Lustigkeit ein klein wenig pfeifend zur Thüre hinaus, ist das nicht außerordentlich?"

Die geheimen Räthe schauten sich einander an und schmunzelten, nur der Hausherr erwiederte: „Nein, außerordentlich finde ich das nicht, sondern vielmehr ganz in der Ordnung; wen die Wahrheit beschämt, geberdet

sich fast ohne Ausnahme unverschämt, um nur dem Schein von Schwäche auszuweichen, den eigenen Fehler einzugestehen."

„Verzeiht," fuhr Seyfried von Brenner, der eben den Rest einer Pastetenkruste hinuntergewürgt hatte, dazwischen, „verzeiht, wenn ich so begriffstützig bin, nicht einzusehen, warum Herr von Westernach nicht mit auf den Rücken gelegten Händen und pfeifend zur Thür hinausgehen sollte. Erstens ist Grappler kein so großer Herr, daß sich der Deutschordensritter vor ihm Zwang anthun mußte, dann will der Eid eben nicht viel sagen."

„Wie nicht viel sagen?" frug der Vicekanzler, Ihr wollt damit doch nicht zu verstehen geben . . .?"

„Daß Grappler falsch geschworen, durchaus nicht."

„Oder daß der Cardinal . . .?" fiel Hutner ein.

„Wer spricht vom Cardinal?" entgegnete Breuner unwillig.

„Nun was wollte Eure Excellenz denn sonst sagen?" fragte der Obrist.

„Ich will sagen, daß es eine seltsame Geschichte sei, die mit dem Erbfolgegutachten, und daß ich als Cabinetsdirector nicht eher ruhen und rasten würde, bis ich den Verräther entdeckt hätte."

Ulm erwiderte: „Meint Ihr denn, daß es so leicht sei, den treulosen Wicht aufzufinden?"

Ein seltsames Lächeln umschwebte die dünnen noch

fettglänzenden Lippen des Hofkammerpräsidenten; er entgegnete: „Laßt uns unterscheiden, mein lieber Herr von Ulm, es giebt physische und moralische Schwierigkeiten; wenn sich Eure Frage nur auf die moralische Schwierigkeit bezieht, so will ich Euch ohne Anstand recht geben; meint Ihr dagegen, daß die Entdeckung physisch schwierig sei, so erlaubt mir der entgegengesetzten Ansicht zu sein."

Graf Khuen als Hauswirth wurde über den Verlauf, den das Gespräch nahm, unruhig und versuchte es, einen andern Gegenstand zur Verhandlung zu bringen. Er fing vom venetianischen Frieden an. „Das ist eine große Wohlthat für das arme Land," bemerkte der Dominicaner. „Man muß dem Cardinal dafür ewig dankbar sein," fügte Frau von Khuen bei. „Und die deutschen Länder werden die glücklichen Folgen des Friedens mit verspüren," sagte von Ulm.

„Wenn man die Länder des böhmischen Königs (Ferdinand war damals nur erwählter böhmischer König) ausnimmt," entgegnete Eggenberg, ohne das geringste Zeichen von Gereiztheit. „Ich glaube," fuhr er fort, „daß alle möglichen Länder zu beglückwünschen sind, nur nicht mein Herr, welcher einen großen Kaiser und gewaltigen König zu Vettern hat und dennoch einen nachtheiligen und wenig ehrenvollen Frieden mit dem Feind eingehen mußte. Ich kann übrigens mit gutem Gewissen die Versicherung ertheilen, daß König Ferdi-

nand im Besitz eines außergewöhnlich scharfen Gedächtnisses ist und sich derjenigen stets erinnern wird, die ihn durch Versagung alles Beistandes zu dem gepriesenen Frieden nöthigten."

Trotz der Ruhe, mit welcher Eggenberg seine Ansicht mittheilte, überlief den Vicekanzler ein kalter Schauer, wenn er an das vortreffliche Gedächtniß König Ferdinands dachte. Er räusperte sich verlegen und sagte endlich: „Die anwesenden Herren Räthe werden mir bezeugen, daß ich stets ganz wie Se. Eminenz der Herr Cardinal für die nachhaltigste Unterstützung des Erzherzogs meine Stimme erhob." — Die angerufenen Zeugen nickten mit zweideutigem Lächeln — und der Vicekanzler fuhr durch diese Zeugenschaft gekräftigt mit mehr Eifer fort: „Der Cardinal hätte gerne die ganze österreichische Kriegsmacht gegen den Feind dirigirt, wenn das Geld zugereicht hätte, daß aber dieser Nervus rerum agendarum wirklich fehlte, kann Niemand besser bezeugen, als Herr von Breuner, dessen Sache die Herbeischaffung des Geldes ist."

Aller Augen waren auf den Hofkammerpräsidenten gerichtet; dieser zuckte die Achsel und erwiderte etwas mürrisch, indem er noch zuvor einen Becher Wein hinunter schüttete: „Es ist leider nur zu wahr, daß wir schon lange kein Bargeld in der Casse haben; es ist ferner eben so wahr, daß bereits einige Zölle und Salinen verpfändet wurde, was ich aber dennoch für eine Lüge halte, ist die

angebliche Unmöglichkeit Geld aufzubringen. Hat Se. Majestät, was traurig genug ist, kaum das Hinreichende, um seine Tafel zu besetzen, so haben andere Leute mehr als genug, ja sie haben zu viel, jedenfalls zu viel für die Sicherheit des kaiserlichen Hauses.

Wozu brauchen einfache Edelleute Hochzeiten und Taufgelage zu veranstalten, wie sie ein souveräner Fürst nicht glänzender begehen könnte? Sie kommen ja bei Gott mit zweihundert und mehr Pferden zusammen, banketiren Tag und Nacht und trinken sich so voll, daß die Häuser einstürzen, ohne daß sie es merken; sind nicht bei des Herrn von Streie Vermählung sechs und achtzig Personen durchgebrochen und in's Erdgeschoß hinabgesunken, ohne daß es Jemand bemerkte? Ist etwa der Völlendörfer durch das Krachen der Balken aus seinem Schlaf erwacht? — oder ist es vielleicht auf das Kölnpökischen Hochzeit bescheidener zugegangen.

Die Gäste kamen gar mit dreihundert siebenzig Pferden daher gefahren und geritten und ließen sich von zwei hundert Bedienten aufwarten.

Wenn einfache Edelleute eigene Silberkämmerer haben, wie die Kölnpöck und Siegendorf, soll auch dem Kaiser noch Silber genug übrig bleiben, oder er muß es eben dort suchen, wo es sich findet.

Wer hat allen Reichthum, als die Protestanten, und Se. Majestät hat das Nachsehen. Mit dem Geld eines einzigen solchen Edelmann's hätte man ein ganzes Regi-

ment ausrüsten und dem bedrängten Erzherzog zu Hülfe schicken können."

Fürst Eggenberg horchte auf die Rede des Kammerpräsidenten mit einer Aufmerksamkeit, die sie allem Uebrigen nach nicht zu verdienen schien; drei Jahre später erkannten die Ueberlebenden, wie sehr der kaiserliche Minister Eggenberg die Lection des Kammerpräsidenten genutzt hatte. Damals aber durfte sich noch Freiherr von Khuen erheben und im Ton des Verweises sagen: „Ihr scherzt wohl! — wer kann das Eigenthum Anderer, wenn auch zu den wohlthätigsten Zwecken verwenden. Aendert etwa die Confession etwas an dem Eigenthumsrecht?"

Breuner murmelte etwas in den Bart, das so klang, als ob er wirklich glaube, das religiöse Bekenntniß ändere gar Vieles; laut sagte er aber, als er die fast allgemeine Mißbilligung seiner Worte auf den Gesichtern der Anwesenden las: „Wie, giebt es keine Juden zu schröpfen?"

„Ist es nicht besser, wenn man diese Blutigel, ohne sie zu tödten, auspreßt, als daß man einen so frommen Prinzen wie König Ferdinand in Stich läßt?

„Findet man aber für gut, daß auch der Juden zum Lohn der Kreuzigung Christi geschont werde, befindet sich etwa in der kaiserlichen Schatzkammer kein goldenes Kleinod mehr, das verkauft oder verpfändet werden könnte, wenn man dem König gegen die Venetianer wirklich helfen wollte?"

Der Dominicaner, der bis zu diesem Augenblick

geschwiegen hatte, entgegnete: „Was Eure Excellenz gesagt, ist vortrefflich; nur will ich auf einige Umstände, die Ihr wahrscheinlich vergessen, aufmerksam machen. Zur Hochzeit des Herrn von Streie mit Fräulein Regina Tschernembl ordnete Se. Durchlaucht Erzherzog Ernst den Landmarschall von Roggendorf als Vertreter seiner eigenen Person ab; wer daher dieses Vermählungsfest und den damit verbundenen Prunk mißbilligt, der scheint — vergebt Excellenz — auch den Prinzen zu tadeln, dessen Gesandter mit den übrigen fünf und achtzig Personen in das Erdgeschoß hinabsank. Bei der zweiten zu Niederwalsee erschien selbst ein kaiserlicher Gesandter in der Person des Grünthal, so daß die zweihundert Bedienten nicht sowohl des Brautpaares willen, als der kaiserlichen Beschickung halber aufwarteten. Was die Juden angeht, so scheinen Eure ohne Zweifel recht christlich gemeinten Worte mit der Ansicht des römischen Stuhles, der in den armen Juden nur Verirrte sieht, die man auf den rechten Weg bringen müsse, nicht völlig übereinzustimmen, in Beziehung auf die Schatzkammer aber könnte vielleicht so manches Kleinod ohne Euer Excellenz Wissen bereits verpfändet sein."

Die letzten Worte des Mönches trieben mehr als einem der Anwesenden, die solche kaiserliche Pfänder, wie zum Beispiel der Hausherr selbst inne hatten, das Blut in die Stirne; namentlich erröthete die arme Eusebia Maria bis unter die Haare, da ihr bewußt war, daß

die Perlenschnur, welche der Frau Gräfin Meggan so viel Kopfschmerz verursacht hatte, aus dem kaiserlichen Schatz stammte. Nur Graf Breuner, der gerade um diese Verpfändungen nicht wußte, lächelte geringschätzig und sagte: „Hätte Kaiser Mathias die Kleinode seines Schatzes verpfänden wollen, so hätte sein Blutsverwandter König Ferdinand den Frieden dictiren müssen.“

Wie Fürst Eggenberg kein Wort von der Rede Breuner's verloren hatte, so schenkte er nun auch dem Dominicaner die vollste Aufmerksamkeit. Die Worte des Priors in Verbindung mit der Verlegenheit einiger Excellenzen und dem Erröthen Fräuleins Eusebia ließ ihn die ganze Wahrheit errathen; die Finanz-Operationen mit den Kleinoden der Schatzkammer, die unter der Regierung Ferdinand II. bei drückendem Geldmangel vorgenommen wurden, waren nichts als die Ausbildung der finanziellen Studien, die Fürst Eggenberg im Haus des Freiherrn von Khuen machte. Er äußerte indeß mit dem gutmüthigsten Lächeln von der Welt, daß es ihn Wunder nehme, einen Mönch, dessen Orden der Schreck aller Ketzer sei, die Partei von Juden und Lutheranern ergreifen zu hören.

„Nicht doch, nicht doch Excellenz,“ entgegnete der Prior, „ich bin kein Freund der Ketzer; wer meine Predigten gehört hat, wird mir diese Gerechtigkeit widerfahren lassen; ich bin sogar der Meinung, daß sie Alle insgesammt zum Teufel fahren, aber das hat mit dem

Eigenthumsrecht nichts zu thun. Ja könnte man diese Herren des Hochverrathes überweisen, das wäre was Anderes; in diesem Falle könnten ihre Güter vom Monarchen eingezogen werden. So lange sie aber als ruhige Unterthanen leben (Seyfried Breuner konnte sich nicht enthalten, dem Dominicaner in's Gesicht zu lachen), so lange sie nicht den Landfrieden brechen, müssen wir schon mit der menschlichen Schwachheit Geduld haben. Se. Eminenz, die doch ein Mitglied des Cardinalcollegiums ist, theilt mit mir die gleiche Ansicht, ob er auch nichts unterläßt, die Abgefallenen wieder in den Schooß der Mutterkirche zurückzubringen."

„Morgen wird er ja predigen," schaltete Bruno Mansfeld ein, der für den kommenden Tag zur gottesdienstlichen Feier eigens entboten worden war.

„Ja, wir werden das Glück haben," versetzte die Hausfrau, „wieder einmal das Wort Gottes aus dem Munde des begeisterten Mannes zu hören."

„Den der Teufel holen solle!" fügte Breuner in Gedanken hinzu.

Von all dem, was die Anwesenden so ernstlich beschäftigte, nahm weder der alte Oberstallmeister noch der junge Hauptmann die geringste Notiz. Jener war viel zu beschäftigt, Johanna Hippolita von Fürstenberg den Nutzen des Cicisbeates auseinander zu setzen, und das Fräulein solchermaßen von seinem nationellen Standpunkt würdig auf den Ehestand vorzubereiten, und dieser

hatte im Gespräch mit seiner reizenden Landsmännin die ganze Welt vergessen, und träumte sich so lebhaft nach dem Obstgarten von Knielenberg zurück, daß er von Zeit zu Zeit aufblickend, ordentlich erstaunt war, lauter unbekannte Gesichter ringsumher zu gewahren.

Schon hatte die Mehrzahl der Gäste die Stühle gerückt, schon hatte Gräfin Meggan den Fuß des Oberstkämmerers zum zehntenmale gedrückt, um ihn zum Aufstehen zu veranlassen; schon hatte sich endlich der Graf von Fürstenberg wirklich erhoben und seine Abschiedsrede begonnen, als Eckart und Euphrosine, Cavriani und Johanna Hippolita noch so fest auf ihren Plätzen saßen, als ob sie die ganze Nacht darauf zubringen wollten.

In der That war auch der größere Theil der Gesellschaft bereits zum Thore hinaus, als Eckart sein Schwert, das er in eine Ecke gestellt, noch immer nicht finden konnte und seinen Federhut fortan vermißte.

Da er sich schon empfohlen und Frau von Khuen mit ehrlichem Herzen gelobt hatte, seinen Besuch recht oft zu wiederholen, als er bereits das Vorgemach betreten hatte, hielt ihn Euphrosine selbst noch einen Augenblick zurück. Daß der Augenblick sich ungebührlich bis zu einer halben Viertelstunde ausdehnte, war gewiß nicht der beiden Jugendgespielen, sondern einzig die Schuld des Gegenstandes, den sie eben besprachen.

Euphrosine schlug die Augen nieder und erklärte, daß sie große Lust habe ihm etwas anzuvertrauen, wenn er ihr

erstens Verschwiegenheit zusichere und zweitens sein Ehrenwort verpfände, sich in keinerlei Streit oder Zank einzulassen, an allerwenigsten aber sich irgend einer Gefahr auszusetzen. Natürlich gelobte Eckart alles Verlangte an, und fühlte sich dabei so glücklich, als ob ihn Herr von Khlesl mit der geheimsten Mission der Welt betraut hätte. Euphrosine schien aber ihr Vornehmen zu reuen, denn sie sagte plötzlich: „Wenn ich Alles recht überlege, ist es doch besser, ich schweige, also gute Nacht, Herr Capitain."

Mit dieser Reue, ob sie ernstlich gemeint war oder nicht, schien Eckart durchaus nicht einverstanden, denn er bat und flehte so lange, bis Fräulein Euphrosine durch so viel Andringen erweicht, ihren Entschluß änderte. Sie sagte: Nun mag es sein, kommt etwas Böses dabei heraus, ist es doch nicht meine Schuld und am Ende drückte es mir ja auch das Herz ab, wenn ich sie so ganz schutzlos dem Abgrund zutaumeln lassen müßte."

Diese Worte erhöhten die Neugierde des jungen Officiers. Er rief: „Das soll sie nicht, das soll sie nicht!"

Mit einem strafenden Blick entgegnete Euphrosine: „Freilich soll sie nicht, aber werdet Ihr sie hindern?"

„Ob ich sie hindern werde!"

„Wißt Ihr auch, wen ich meine?"

„Das nicht."

„Und wollt Jemand hindern, den Ihr gar nicht kennt?"

Der junge Mann mußte gestehen, daß er sich etwas

übereilt habe, darum setzte er vorsichtig hinzu: Wenn es überhaupt möglich ist."

„Das laß' ich mir gefallen, und darum wollte ich eigentlich bitten, die Person, die ich meine, zu schützen, so weit es überhaupt möglich ist."

„Und es wird sehr viel möglich sein."

„Was weder meine Muhme noch ich glaube."

„Wie, Eure Muhme ist im Geheimniß?" fragte Eckart, etwas herabgestimmt.

„Als ob ich vor ihr überhaupt ein Geheimniß hätte, übrigens weiß sie wenigstens bis jetzt nichts davon, daß ich mit Euch von diesem Gegenstand spreche."

„Und wird es auch nicht erfahren?"

„Im Gegentheil wird sie es sogleich erfahren, wenn wir uns trennen."

„Ihr verderbt mir die ganze Freude, Euer Vertrauter zu sein."

„Ihr versteht Euren Vortheil nicht."

„Welchen Vortheil?"

„Im Nu der Vertraute zweier Damen zugleich zu werden."

„Aber ich will nur der Vertraute Einer Dame sein."

„Wohlan ich gehe."

„Wohin?"

„Um Frau von Khuen hieher zu schicken, damit Ihr nur der Vertraute Einer Dame zu werden braucht."

„Wer sagt Euch aber, daß ich gerade ihr Vertrauter werden will?“

„So müßt Ihr Euch deutlicher ausdrücken und nicht sagen, Ihr wolltet überhaupt nur das Vertrauen Einer Dame.“

„Ich will ausschließend das Eure, Euphrosine, ist das deutlich?“

Euphrosine nickte, nicht ohne einen dankbaren Blick auf den jungen Mann zu werfen, doch sagte sie gleich darauf: „Nun gut, ich will Euch wie einem Freund und Bruder vertrauen, aber das Geheimniß gehört nicht mir allein, und die Freifrau, welche die edelste Dame von der Welt ist, hat das gleiche Recht darauf; Ihr seht daher ein, daß ihr Alles, was zwischen uns abgeredet wird, mitgetheilt werden muß.“

Eckart wagte keinen ferneren Widerspruch. Euphrosine aber fuhr fort: „Ihr habt den trotzigen stolzen Mann bemerkt, der uns insgesammt wegen des unschuldigen Spieles höhnte?“

„Den Don Carlos d'Austria meint Ihr?“

„Denselben, er ist ein Sohn des verstorbenen Kaisers, dem sein Nachfolger, der Himmel mag wissen warum, so Manches durch die Finger sieht; nun sind aber alle diese Bastarde, wie der Obrist sagt, des Teufels.“

„Alle?“ fragte Eckart verstohlen lächelnd.

„Alle wenigstens, die mein Vetter kennt.“

„Wann sagte er das?“

„Was?"

„Nun, daß alle Bastarde des Teufels seien."

„O erst vorgestern."

„Dann ist es gut."

„Daß ich also darauf zurückkomme, Don Carlos kümmert sich weder um Recht und Gesetz, noch um Schicklichkeit und Anstand, er ist Euch im Stande, bei einem Hofball im Reiseanzug zu erscheinen, einer Dame in Hemdärmeln aufzuwarten, und einer Küchenmagd sein Portrait zu verehren, er tanzt wie ein Elf so leicht und schön und rührt sich bei Festtänzen nicht von der Stelle, während er bei Kirchweihfesten die gemeinsten Dirnen um die Mitte faßt; man hat ihm die Vermählung mit Prinzessinnen angeboten und er schlug sie rundweg ab, während er einer armen Nonne auf alle Weise nachstellt. Ihr habt wohl auch die junge Gräfin Rappach bemerkt?"

„Wer ist die Gräfin Rappach?"

„Eben die schöne Novize, die Ihr gleich Anfangs statt meiner haschtet."

„Ah, Ihr wißt darum, daß es Euch galt?"

„Da müßte ich kein Mädchen sein."

„Und was ist es mit der schönen Nonne?"

„Gottlob vorerst noch Novize."

„Also mit der Novize?"

„Der Bastard verfolgt sie mit seiner Liebe."

„Worin da das Unglück bestehen soll, sehe ich nicht

ein, Ihr müßtet es denn in dem Umstand finden, daß der gute Don ein Bastard ist."

Euphrosine erröthete ein klein wenig und erwiderte dann etwas empfindlich: „Kennt Ihr das Kleid, welches Francisca Rappach trägt?"

„Nun sie soll es ablegen und gegen ein Brautkleid vertauschen."

„Seid Ihr denn so gewiß, daß ihr Liebhaber aber dasselbe wünscht?"

Bei dieser Frage Euphrosinens röthete sich die glatte freundliche Stirne des jungen Mannes; er fuhr auf, als ob er auf eine Natter getreten wäre und rief: „Dann ist der Don ein Schelm, den man hängen lassen sollte."

„Sollte? aber wer wird Carl von Oesterreich hängen?"

„Er geht also nicht mit Heirathsgedanken um?"

„Ich fürchte nein."

„Und die Novize weiß das?"

„Ich glaube nicht, daß sie je darnach gefragt hat."

„Ach, sie kümmert sich nicht um ihn."

„Was Ihr doch für einen stützigen Kopf habt, sie kümmert sich leider mehr um ihn, als gut ist."

„Sie liebt ihn?"

„Ja."

„Und er?"

„Man sollte meinen, daß er sie ganz außerordentlich liebe, aber . . . ."

„Aber?"

„Carl von Oesterreich äußerte sich erst neulich, als die Baronin die Rede auf den Widerwillen seines Vaters gegen jede eheliche Verbindung brachte, daß er ganz die gleiche Ansicht habe und nie zu heirathen denke."

„Was will er denn mit dem armen Mädchen beginnen?"

„Diese Frage bitte ich Euch selbst zu beantworten, für jetzt nur so viel, Don Carlos entfernte sich heimlich mit der armen Franciska; was Frau von Khuen von der Unpäßlichkeit der Novize erzählt, war eine Fabel. Könnt Ihr nun unter den oben gestellten Bedingungen etwas zur Rettung meiner Freundin ausrichten, so wird Euch Gott lohnen."

Eckart versetzte: „Aber warum so spät?"

„Warum so spät? hätte man die Ehre des guten Mädchens der halben Stadt preisgeben sollen?"

„Nein, aber Ihr konntet vor einer Stunde thun, was Ihr jetzt gethan."

„Damit Ihr vor allen Gästen aufgefahren, dem Prinzen nachgeeilt wäret und Euch mit ihm geschlagen hättet."

„Was Alles zur Stunde so gut geschehen wird, wie vor einer Stunde."

„Ihr habt versprochen ...."

„Ja und werde halten, natürlich so weit es mit dem Rock, den ich trage, vereinbarlich ist."

„Davon steht kein Wort in unserem Vertrag."

„In unserm Vertrag allerdings nicht, aber wohl in jenem Katechismus, den Jeder auswendig können soll, der auf den Ruf eines Mannes von Ehre Anspruch macht."

„Wenn ich Euch aber bitte, jede Gefahr zu meiden."

„Ich werde sie nicht suchen!"

„Ihr sollt ihr ausweichen."

„Lebt wohl!"

„Ihr versprecht!"

„Ich verspreche mich als Mensch aus dem Handel zu ziehen, dessen Ihr Euch nicht zu schämen haben sollt."

„Ich hätte Euch nicht für so hartnäckig gehalten."

„Ihr dachtet an das verwünschte Hänschen, mit dem Ihr durchaus spielen solltet."

„O ich bin bestraft dafür!" Dies sagte Euphrosine mit so trostloser Miene, daß ihr Eckart gern um den Hals gefallen und die schönen etwas feuchten Augen geküßt hätte; er merkte, daß er jetzt scheiden müsse, wenn seine guten Vorsätze nicht noch Schiffbruch leiden sollten, also drückte er Euphrosinens Hand mit etwas mehr Ungestüm, als einem ruhigen leidenschaftlosen Jüngling anständig, an die Lippen und eilte, als ob er sich auf der Flucht befände, die Treppen hinab.

Ueberlassen wir dem wackern Hauptmann die Handhabung seines neuen ritterlichen Amtes, die Unschuld zu schützen und folgen wir dem Schall der Glocken, welcher den Morgen feierlich einläutet.

„In unserm Vertrag allerdings nicht, aber wohl in jenem Katechismus, den Jeder auswendig können soll, der auf den Ruf eines Mannes von Ehre Anspruch macht."

„Wenn ich Euch aber bitte, jede Gefahr zu meiden."

„Ich werde sie nicht suchen!"

„Ihr sollt ihr ausweichen."

„Lebt wohl!"

„Ihr versprecht!"

„Ich verspreche mich als Mensch aus dem Handel zu ziehen, dessen Ihr Euch nicht zu schämen haben sollt."

„Ich hätte Euch nicht für so hartnäckig gehalten."

„Ihr dachtet an das verwünschte Händschen, mit dem Ihr durchaus spielen solltet."

„O ich bin bestraft dafür!" Dies sagte Euphrosine mit so trostloser Miene, daß ihr Eckart gern um den Hals gefallen und die schönen etwas feuchten Augen geküßt hätte; er merkte, daß er jetzt scheiden müsse, wenn seine guten Vorsätze nicht noch Schiffbruch leiden sollten, also drückte er Euphrosinens Hand mit etwas mehr Ungestüm, als einem ruhigen leidenschaftlosen Jüngling anständig, an die Lippen und eilte, als ob er sich auf der Flucht befände, die Treppen hinab.

Ueberlassen wir dem wackern Hauptmann die Handhabung seines neuen ritterlichen Amtes, die Unschuld zu schützen und folgen wir dem Schall der Glocken, welcher den Morgen feierlich einläutet.

Haas, Georg Emanuel,

Der alte Cardinal Von G. E. Haas

Bd.: 1

Wien 1864